

Wilhelm Schussen

Höschele der Finkler

und andere heitere Erzählungen



Stuttgart
Verlegt bei Strecker und Schröder

Höschele der Finkler
und andere heitere Erzählungen

Von

Wilhelm Schussen pseud

Wilhelm Frick



Erstes bis drittes Tausend

Verlegt von Strecker und Schröder in Stuttgart
1918

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

Emil Molt
herzlich zugeeignet

Inhalt

Höschele der Finkler

Haben Sie keinen Brief für mich, Herr Höschele?" fragte der Ladenjucker auf der Straße, fragte die Pfarrköchin unter der Haustür, fragte das Fräulein Julie auf der Leonhardsbrücke.

„Haben Sie mir das ‚Berliner Tageblatt' auch richtig bestellt, Herr Höschele?" mahnt der Herr Federlein.

„Nun ist das Abendblatt des ‚Merkur' wieder mal ausgeblieben, bereits das drittemal in diesem Monat, wenn nicht das viertemal, Herr Höschele. So kann's doch nicht wohl weitergehen", übelt der Herr Brandt in der Wilhelmstraße.

„Herr Höschele! Herr Höschele!" ruft die Frau Baurat zum Fenster heraus, „seien Sie doch so gut, nicht wahr? und nehmen Sie mir den Brief da mit, und machen Sie ihn frei, bitte. Hier ist das Geld; ich hab' im Augenblick keine Freimarken da. Das heißt, Sie könnten mir vielleicht auch für fünfzig Pfennige Zehnermarken mitbringen. Wollen Sie so gut sein, Herr Höschele?"

„Da ist ein bißchen Trinkgeld, Herr Höschele. Aber wollen Sie in Zukunft meine Briefsachen alle wieder in meine Wohnung heraufbringen? Denn wenn Sie die Sachen unten auf dem Fenstergesims niederlegen,

kommen mir die Reallehrerskinder darüber, und was die mal in den Händen haben, findet seinen Heimweg nimmer. Sie verstehen mich, Herr Höschele", klagt der Musiker Dörwald.

„Nichts für ungut, Höschele," sagt der dickbauchige Baumwirt und setzt sich wieder in den Ledersessel beim Kachelofen, „aber den Winter über möchte ich lieber eine Kindsfrau als ein Briefträger sein. Hab' ich recht oder nicht?"

„Wenn nur die Füße lieber marschieren wollten und der Schnaufer lieber zum Hals herauswollte," entgegnet der Herr Höschele, „ich hab' noch nie zu den Klageweibern gehört, wenn mir heut auch die Finger fast wegfallen vor Kälte. Es gibt gute Tage und böse Tage, wie es gute Leute gibt und böse. Und natürlich sind einem die guten lieber als die bösen. Und jedenfalls ist die Kneubühlerin ein Luder. Ich kann doch die Haustür nicht halten, wenn ich zwei Heidenpakete mitschleppe, eins auf der Achsel und das andere unterm Arm. Aber es handelt sich ja auch nicht ums Türzuwerfen, sondern es handelt sich um den Kaffee und den Soda und den Pfeffer und um die Nudeln und Lichter und Zibeben und Linsen und Zündhölzer, die meine Frau nicht bei der Kneubühlerin, sondern natürlich eben dort holt, wo man am billigsten ist und wohin man den Lauf hat."

„Da haben Sie nun wieder die Frau Wachler unterschreiben lassen anstatt des Mannes, Höschele", tadelt der Herr Postsekretär Schmitt, der immer kränklich und schlechter Laune ist, und schneidet ein schmerzliches Gesicht. „Denn wenn dieser Dichter Wachler unter dem Namen Bölitz für die Zeitung schreibt und auf diesen Namen Geld zugesandt erhält, so muß er auch selber als Bölitz unterzeichnen. Seine Ehefrau aber ist weder befugt noch begehrt, ihren Namen hinzusetzen. Das gilt uns hier für gar nichts. Nun können Sie den Gang nochmal machen, Höschele!"

Auch der wohlmögende Amtsvorstand war die letzten Monate her ein paarmal sehr spritzig gewesen. —

Da ereignete es sich, und gerade zur rechten Zeit, daß ein großes Glück daherrauschte.

Der Herr Höschele hatte sich nämlich eines Tages beim Haarschneiden ein Kirchenbaulos gekauft und das Papier seiner Frau geschenkt und nicht weiter daran gedacht. Gewiß, als er die Mark auf den Tisch legte und zum letztenmal klingen hörte, da hatte er schon eine Minute lang den schönen Gedanken gewiegt: wenn's am Ende doch mal einschlüge! Das wär' so was!

Aber dann war das Papier wieder vergessen worden. — Und jetzt hielt ihm der Barbier Limböck

die Ziehungsliste hin, und da war die Nummer darauf, die ihm gehörte!

Ganz schwarz und schwindelig war es ihm da geworden! Zu Haus aber, als er zehnmal sich überzeugt hatte, daß der Gewinn kein Trug war, hatte er einen Juchschrei ausgestoßen, so hoch wie ein Turm und so grell wie ein Blitz, hatte die Fäuste geballt und an die Türen getrommelt und hatte seine Frau Rosine umarmt und im Treppenflur außen vor den Augen der Mitbewohner einen Hopswalzer getanzt.

Natürlich hatte er das Briefaustragen sogleich aufgegeben, hatte den Sonntagsanzug zum Werktagskleid gemacht, hatte den so selten benutzten, schönen Spazierstock mit Hirschhorngriff aus einem Kammerwinkel hervorgeholt und hatte das Privatisieren angefangen; grad so, wie er war, rund und rot, mit einem etwas herben Schnaufer im Hals und einem Paar Füßen am Leib, die schon lange lieber auf einem Wiesenteppich als auf dem brennenden Pflaster und den abscheulichen Treppen gewandelt wären.

Wenn das Glück nicht so vernünftig gewesen wäre, hätte er wohl noch manches Jahr die vollgestopfte Ledertasche schleppen müssen, und der Kneubühlerin ihre Pakete ins Haus tragen müssen.

Die Summe, die ihm zugefallen, war anständig groß, doch so groß nicht, daß er viel Lärm hätte schlagen dürfen. Nun, das wollte er auch gar nicht. Er kannte mehr als einen von jenen, denen ein jähes Glück zum Unglück geworden war. Das sollte ihm nicht widerfahren! Ihm genügte es schon, wenn er nun durchs Wiesental spazieren durfte, den Bienen zuzuhören und den Schmetterlingen nachzuschauen. War das nun herrlich, so langsam und gemütlich, wie man es nur im Herzen hatte, seinen selbstgewählten Weg zu gehen und haltzumachen, wenn einen gerade die Lust ankam, oder den Leuten auszuweichen, wenn man gerade nicht für ein Gespräch aufgelegt war!

Durch dies Wiesental wand sich ein stiller, silbriger Bach, den er früher nie beachtet hatte. Aber wie hätte er auch damals einen Bach beachten sollen, wo er tagaus tagein das Pflaster schlagen mußte! Da war er allemal grundfroh gewesen, wenn er die schweren Füße unter einem Wirtstisch aufgehoben hatte. —

Eigentlich hatte er es doch recht schlecht gehabt. Und wenn er nun das Einst und Jetzt so verglich, hätte er nachträglich noch bitter werden können. Wenn er aber vollends bedachte, wie ein Teil der Menschen von Jugend auf in Hülle und Fülle lebte, während mit anderen wie mit Pferden umgegangen

wurde, so mußte er sich hinterher noch wundern, daß er es so lange hatte vermachen können. Und sein bißchen Gehalt hatte er ja immer noch mit seinen Kindern und Kindeskindern teilen dürfen! Er hatte es wirklich sehr schlecht gehabt! —

Der Wiesenbach war reich an sandhellen, flinken Forellen, die wie Pfeile durch das Klare schossen; auch einen großschnauzigen Hecht sah man bisweilen mitten im spiegelreinen Wasser stehen, so unbeweglich, daß man ihn für einen Stein hätte halten können.

Wie köstlich war es nun, hier zu rasten, auf das Geplätscher der kleinen Wellen zu merken, und die Fische zu beobachten und beim Spiel und Nicken der grünen Pflanzenstengel zu sinnieren und zu träumeln, bis man die Uhr in der Tasche vergaß und die Welt im Himmel schwamm! —

So eine prachtsgetupfte leckere Forelle hätte man schon auch einmal in der Pfanne in Butter sich baden sehen mögen. —

Er hatte noch nie eine gegessen, wohl aber sich schon öfters davon erzählen lassen. —

Seine Frau hätte indessen den Fisch nicht einmal zubereiten können. Das mußte verstanden sein, wie alles in der Welt. Und noch viel weniger wäre es ihm selber gelungen, so ein flinkes, schlüpfriges Tier zu erhaschen. Das war zudem verboten.

Nun, er hatte ja auch gar nicht daran gedacht, eines zu fangen. —

Vielleicht würde man einmal vom Markt einen Fisch heimtragen. Er hatte neulich sogar eine Arbeiterfrau Forellen kaufen sehen. Und was eine Arbeiterfrau vermochte, mußte sich ein Privatier auch leisten können. Das heißt, man konnte ebensogut den ganzen Spaß bleiben lassen. Er war fünfzig Jahre lang ohne Forellen ausgekommen, er würde auch künftighin auskommen. —

Das Ried war auch so ein anziehendes Stück Land. Er hätte es vormals niemand geglaubt, daß man hier, in der einsamen, menschenleeren Heide sich so ausgezeichnet unterhalten konnte. Wenn beispielsweise der Wind die fahlen Riedgräser anblies, war es fast wie ein fernes, feines Harfenspiel. Und die unruhigen Blätter der blitzweißen Birken rauschten darein, wie wenn sie eigens darauf gestimmt wären. Man kam ja nicht mehr weiter, wenn man sich einmal dieser Musik hingegeben hatte. Und wenn man dann zuletzt doch die Füße rührte und an einem der vielen Wassergräben entlangschritt, gab es immer wieder irgendeine Unterhaltung, für die Augen oder für die Ohren.

War das einmal fein, eine Schar Wildenten aufzujagen und die Vögel mit den Blicken zu verfolgen, wenn sie hoch aufstiegen und ihre hübsche Kette bil-

deten und weit in die Helle hinausflogen und ihre Kreise zogen und nach langem Überlegen wieder irgendwo in der Nähe niedergingen!

Und das war wohl ebenso schön, plötzlich auf eine Gesellschaft brauner Rebhühner zu stoßen und erschrecken und zusammenzucken, wenn sie dicht vor einem aufdonnerten und über sich selber lachen, daß man sich wieder hatte erschrecken lassen und dann die auseinanderstiebenden Tiere in der Luft zu zählen, so schnell man nur je das Zählen erlernt hatte: eins, zwei, drei, vier, fünf ... bis sechzehn und zwanzig, und darüber hinaus!

Das wäre auch nichts Dummes gewesen, einmal so ein geschmackes Tier in der Bratkachel haben, schön in Speck eingewickelt und mit Weinlaub umhüllt.

Der Sonnenwirt, ein gelernter Koch, hatte es ihm letztlich geschildert, daß einem der Mund danach gewässert hatte. Aber da hätte man ein bißchen mehr gewinnen sollen. Sechzigtausend, statt zwanzigtausend, hätte man da haben müssen! Dann hätte man ganz einfach die Jagd angefangen! So gut wie so ein Sonnenwirt hätte man schließlich auch noch geschossen. Und wenn man bloß den eigenen Tisch ordentlich versorgt hätte. Mehr hätte es gar nicht gebraucht. Das hätte vollkommen genügt.

Einmal sah er dicht am Wegrand neben rotbraunen Grasbüscheln einen dunkeln oder dunkel-

blauen, ziemlich großen Vogel stehen, der sich reckte und lauerte und nach ihm heräugte. Er konnte sich gar nicht denken, was das für eine Art sein möchte! Er regte sich nicht und betrachtete das fremdartige Tier mit allen Augen. Wenn er jetzt eine Flinte bei sich gehabt hätte, hätte er es leicht mit einem Schuß erreichen können und sicher auch getroffen! Er tat ein paar leise Schritte, den Vogel immer fest im Auge behaltend. Nun aber flog derselbe auf einmal auf und strich davon.

Er wußte immer noch nicht, was es für eine Art war und konnte sich auch gar nicht denken, wohin das Tier zu zählen war. Er wußte nur, daß er noch nie ein solches Geschöpf gesehen hatte, und daß es ihm vollkommen fremd war. Aber um so mehr reizte es ihn, das Tier kennen zu lernen. Ziemlich groß und dunkel war es gewesen, und die Schwingen waren mit zwei schneehellen Streifen gezeichnet gewesen. Dies hatte er beim Abstreichen noch deutlich beobachten können. Lang grübelte er darüber nach. Seine Frau hatte ein Kochbuch, worin die Vögel alle so ziemlich vollständig aufgeführt und zum Teil auch abgebildet waren. Als er heimkehrte, schaute er gleich danach. Er interessierte sich allmählich für solche Fragen. Er fand indessen nichts.

Das Buch war rein nichts wert. Es führte nur die eßbaren Arten auf, und die nicht alle. Von

einer ordentlichen Beschreibung aber war überhaupt keine Rede. Das Buch begnügte sich damit, einem die Zubereitung auszulegen. Und doch mußte man die Tiere erst kennen und haben, ehe man sie zubereiten konnte. Darum kümmerte sich das Buch nicht.

Jedenfalls war ein Tannzapfen leichter zu erwischen als ein Wildvogel, den man zudem nicht einmal kannte. Er hatte letztlich einige eingesteckt und nach Hause gebracht, und seine Frau hatte ihn darum hoch gelobt.

Nun hatte er ihr öfters einen solch wohlfeilen Reisekram von seinen Wanderungen mitgebracht. Daß die Tannzapfen von den Tannen kamen, und daß schließlich einmal ein Tannenbaum am Zapfen hängen könnte, daran hatte er nicht gedacht.

Eigentlich war das Zapfensammeln ja verboten. Und wer sammeln wollte, mußte einen Schein haben, und der wurde nur an die Armen abgegeben. Nur konnte man nicht von einem Zapfensammeln sprechen, wenn man gelegentlich das eine und andere Stück, das einem vor den Füßen lag, aufhob und die Hosentäschen damit füllte, und schließlich die Rocktaschen dazu, wenn man gerade den Wettermantel umhängen hatte.

Jener fremdartige Vogel war übrigens ein Birkhahn gewesen. Der Forstwart hatte ihm das Rätsel

gelöst. Nun hatte er das Tier seither nie wieder zu Gesicht bekommen, obwohl er schon sehr oft jenes Gelände abgesucht hatte. Man war eben auch schon tief im Herbst, und die Birkhühner waren eben nun fortgezogen. Auch andere Arten hatten bereits die Gegend verlassen.

Dagegen hatte er neulich in einer Blätterhecke zufällig ein Rotbrüstchen gefangen. Das arme Tier war von irgendeinem Feinde verletzt worden.

Oh, es hatte Augen zum Dareinverliebtwerden! Er nahm es mit nach Hause. Das Säckchen, das er mitgenommen und das er mit Tannenzapfen hatte füllen wollen, war nun wie geschaffen dazu. Leider, die Nacht über starb das herzige Wesen. Und er hatte schon an ein kleines Vogelbauer gedacht, und seine Frau war damit einverstanden gewesen. Es war wirklich schade! An einem der folgenden Tage sah er bei einem Buchhändler ein Vogelbuch ausgestellt. Zwar kostete das Buch eine Mark, aber es enthielt über hundert Abbildungen und neben jeder Abbildung eine Beschreibung, wie auf dem Umschlagstreifen stand. Er trat also in den Laden und kaufte es. Er interessierte sich nun einmal dafür! Da war das Geld nicht weggeworfen. Auch das Vogelbauer war eines Tages angekommen. In der Wahrstraße achtundneunzig hatte eine freihändige Versteigerung stattgefunden. Da war er

auch hingegangen. Mehr aus Neugier als aus Kauflust. Aber der wohlfeile, schöne Vogelkäfig war ihm ganz gelegen gekommen. Für fünfzig Pfennige hatte er ihn sich angeeignet. Das war so gut wie geschenkt.

Er kannte nun schon recht viele Vögel.

Letztlich hatte er sogar einen Trupp Schwanzmeisen an einem Gehänge belauert. Das war unbezahlbar gewesen! Nur mit dem Gesang war es bei dieser Gattung nicht weit her. Eine Amsel aber hätte er zum Beispiel auch nicht in der Stube haben mögen; die wäre ihm zu groß und zu laut gewesen.

Schon lieber hätte er so einen schönroten, hübschen Gimpel besessen. Sein Buch behauptete, daß sich die Gimpel zähmen und zum Nachpfeifen abrichten lassen. Das wäre gewiß recht unterhältlich gewesen! Er verstand es übrigens bereits, die Stimme dieser zutraulichen Tiere nachzuahmen, und bisweilen gelang es ihm schon, eines derselben zu sich herzulocken ...

Es war schon spät im Jahr, der Oberwind blies rauh vom Ried herauf, und an manchen Tagen regnete es schon weiß und wollig vom dunklen Himmel herunter, als Höschele einmal an einer einsamen Halde, wo ein kleiner Wald abgeholzt worden war und noch die Buchenstümpfe im Boden hafteten und viele hohe Disteln wucherten, eine große Schar prachtvoller Stieglitze entdeckte. Das Herz flog einem

davon, wenn man die wunderschönen goldgelben und glühroten Vögel mit den Blicken verfolgte. Wie wenn der leibhaftige Frühling ausschwirrte, so war es . . .

Die Tiere da lebten wohl ausschließlich von den Kernen dieser Distelköpfe. Er pflückte sich so einen Kopf ab und rupfte die Wolle aus und prüfte einen der winzigen Kerne. Die Frucht schmeckte nicht einmal übel.

Nun kam er öfters an dieser Halde vorbei. Die Distelfinken waren immer am Platze. Das war nun so gut wie ausgemacht. —

Sollte er nicht einmal eine Klebrute mitnehmen? Da war doch schließlich nichts dabei. Fünf Mark kostete der Spaß, wenn man erwischt würde. Der Sonnenwirt hatte zwar behauptet, es koste zwanzig und im Wiederholungsfalle Gefängnis! Aber mußte man sich denn erwischen lassen? Nun war er gern zwanzigmal an der Halde gewesen und hatte nie eine Seele angetroffen. Wer sollte es denn sehen, wenn er ein paar Klebruten anlegte? Und wer kümmerte sich überhaupt darum? Auch vor sich selber könnte man den Spaß verantworten. Die Vögel da gehörten niemand, oder einem jeden. Und wenn er nun auch von den vierhundert einen oder zwei wegfing, so blieben immer noch dreihundertachtundneunzig übrig.

Er legte also immerhin an einem Abend, da der Wind dunkle, zerrissene Wolken eilig am Himmel hinschob, ein paar Klebruten. Und am anderen Morgen wollte er dann danach schauen. —

Aber er schlief herzlich schlecht diese Nacht und warf sich aufgeregt und ruhelos in seinem Bette umher. Bald reute es ihn, daß er die Ruten gelegt hatte, bald freute er sich auf den zu erhoffenden Fang und schalt sich einen Hasenfuß.

Seiner Frau aber sagte er noch nichts. Er wollte sie einmal ordentlich überraschen und die eingefangenen Vögel heimlich in den lackierten Käfig setzen und seine Rosine dann raten lassen, was die wunderbaren Stubensänger wohl gekostet hätten und bei welchem Vogelhändler er dieselben gekauft hätte.

Er freute sich höllisch auf diesen Spaß. Aber er schlief eigentlich doch sehr schlecht. Das Herz fing, wie früher, da er noch im Dienst war, wieder an, heftig zu pumpern und zu poppeln. Es war fast, als hätte er den Tag über wieder Dienst getan und hätte hundert Treppen steilster Sorte erklettert. Es hätte nicht schlimmer sein können. —

Und wenn er ein Viertelstündchen regelrecht einschlief, dann träumte ihm in dieser Viertelstunde hunderterlei schweres, wirres Zeug. Es war eine wahre Erlösung, als es endlich Morgen war. Er stand früh auf und suchte einen Korb oder so etwas.

Auf der Bühne fand er endlich eine alte Pappschachtel, die er nun mit Luftlöchern versah. Er lächelte eigentümlich vor sich hin. Die Schachtel war noch besser und handlicher als ein Korb und konnte gegebenenfalls sogar in der Manteltasche untergebracht werden.

Nicht einmal die Weste knöpfte er heute ordnungsmäßig zu.

So eilig hatte er es.

Er hastete aufgeregt durchs feuchte Tal hindurch, überstieg die Waldhöhe, wo die Quelle des Wiesenbaches liegt und die Wasser sich scheiden, und ging dann den einsamen Feldweg rechterhand, am Giengerbuckel vorbei. Zum Glück rauchten noch dichte Morgennebel über das Gelände hin. Ab und zu hörte man einen Pflüger in der Ferne sein Gespann anrufen. Und die Raben schrien aus dem dumpfen Grau.

Er schaute die Umgebung vorsichtig ab.

Im Grunde war es doch ein recht erbärmliches Gefühl, auf verbotenen Wegen zu schleichen. Beinahe hätte er wieder umgekehrt.

Nun hatte er die Pappschachtel doch nicht bei sich! Die hatte er richtig in der Eile zu Hause liegen lassen, auf dem Fenstergesimse oder auf dem Kellergeländer. Wenn der Hausbesitzer unten das Ding in die Hände bekam, würde er die Augen nicht wenig

verdrücken und den Mund verziehen und seinen sauren Witz gewiß nicht sparen! Es war ärgerlich. —

Jetzt war er bereits in der Nähe der Finkenhalde. Er schritt noch hitziger aus. Nun wollte er doch schauen, ob einer der Stieglitze auf den Leim gegangen war. Gern hundert der prachtvollen bunten Vögel stoben davon, als er den Platz betrat. Wie eine wunderschöne farbige Wolke schwamm es vor seinen Augen! Und drei der Prachtstiere flatterten richtig um seine Ruten! —

Mit einem unterdrückten Juchzer griff er danach, und fast hätte er nun laut hinausgeschrien, als er den ersten federleichten Finken in den Fingern hatte. Er hatte alle Mühe, seine Hand weich zu halten, um das zappelnde kleine Wesen nicht zu zerdrücken. Ganz wunderbar waren die Vögel in der Nähe! Doch es war jetzt nicht die Zeit zu solcher Augenlust, die er dann zu Hause sättigen konnte.

Wo sollte er aber das Vögelchen gleich bergen? —

Er sperrte es schnell besonnen unter den Hut.

Das war ein glücklicher Einfall! Und das zweite ward ebenfalls dort untergebracht. Und das dritte auch. Aber während er dieses letzte einkerkerte, entflog ihm eines der beiden anderen. Doch morgen war ja wieder ein Tag.

Sein steifer schwarzer Filzhut war wirklich praktisch.

Er schritt eilig dahin, am Giengerbuckel vorbei und die Waldhöhe hinab.

Da tauchte jetzt auf einmal der Herr Bölitz, der sich ja eigentlich Wachler schrieb, in der Ferne auf dem Wiesenpfad auf und schritt gegen ihn her.

Was dieser Bölitz schon am frühen Morgen auf der feuchten Wiese zu suchen hatte? Vermutlich würde er wieder ein Gedicht für die Zeitung aushecken, und drei Mark dafür einsacken. Aber das konnte er doch gerade so gut auf der Landstraße besorgen oder daheim im Garten oder im Wald, oder wo er wollte! Der unzeitige Mensch hatte ihn wahrhaftig schon erblickt, und nun hob er alle Augenblicke den mageren Kopf und schaute durch die Zwickergläser nach ihm aus. Wahrscheinlich wollte er ihn eine Stunde lang auf den kalten Wasen hinstellen, um allerhand Unnötiges zu reden.

Ohne recht zu wissen, was er eigentlich tat, machte Höschele plötzlich rechtsum und schritt schnurstracks auf den Bach zu. Das war nicht höflich, aber es war die einzige Möglichkeit!

Er wandelte, mit halbem Rücken gegen den Herrn Bölitz hin, am Wasser entlang und schaute in das Rinnsal hinein, als müßte er etwas mit den Augen herausholen.

„Herr Höschele! Guten Morgen, Herr Höschele!" rief der Herr Bölitz mit seiner blechernen Stimme.

Höschele tat, als ob er taub wäre.

„Was gibt es denn im Wasser Schönes, Herr Höschele?"

Dieser Bölitz war imstande herüberzustiefeln. Nun hieß es aber, sich davonmachen! Gut, daß der Wind stark wehte und Lärm machte. Nach einer Weile blieb er auf einen Augenblick stehen und horchte nach der Seite hin. Man hörte jetzt nichts mehr. Nun überquerte er die nassen Wiesen wieder, um den Fußweg zu gewinnen, und bald war er vor der Stadt.

Welchen Weg er wohl wählen sollte? Durch die Arlerstraße ... nein, da konnte er mit dem pensionierten Professor Knoller zusammenstoßen. Oder durch die Breite Straße und dann durchs Blasertor — — — — — — aber das war wiederum nichts, da mußte er über die Leonhardsbrücke und am Haus des Postsekretärs Schmitt vorbei. Lieber noch würde er die lange Grabenstraße nehmen, da konnte er am ehesten unbehelligt durchkommen. Doch auch die Grabenstraße verwarf er jetzt.

Er biß sich auf die Zähne und ging nun durchs Blasertor; aber die Leonhardsbrücke wollte er umgehen und dafür den Amselstieg nehmen. —

Die Finken wurden allmählich recht unruhig. Er mußte den Filzhut fest an den Kopf drücken.

Es war eine lächerliche Lage.

Hätte er doch die lästigen Läuse auf der Wiese draußen, als er vom Bölitz weggewesen, davonflattern lassen, so weit sie nur gewollt hätten! Eine wahre Angst wogte jetzt in ihm.

Dort auf dem Gehsteig ging das Fräulein Julie Arm in Arm mit einem jungen Herrn. Sie strahlte schon von aller Weite. Wahrscheinlich hatte sie sich verlobt oder verehelicht, und da sollte er nun den Hut lüften und seine Glückwünsche aufsagen. Er wußte es, sie würde ihn nicht unbehelligt vorbeilassen!

Nun hielt aber eben die Straßenbahn ganz dicht neben ihm. Er sprang also in den Wagen, warf sich auf den einzigen noch leeren Platz, starrte vor sich hin und studierte den Wagenboden. Gott sei Dank, es war kein Bekannter im Wagen, das heißt, er sah wenigstens keinen. Auf wie lange wohl? Er rieb sich die Hosen über den Knien, um die Fahrgäste um sich her nicht merken zu lassen, wie ihm die Finger bebten und die Füße zitterten. Es war ein Unglückstag, wie er noch nie einen erlebt hatte, dieser lächerlichen Stieglitze wegen, die er sich um ein Trinkgeld hätte kaufen können!

Er hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als auch schon der Musiker Dörwald auf dem Trittbrett erschien.

„Auch noch bei Leben, Herr Höschele?“ hörte er den Musiker sagen.

Aber er regte sich nicht und deutete nicht, sondern benutzte gleich die nächste Haltestelle und drückte sich durch die Vordertür, dort wo der Fahrer hantierte, flüchtlings hinaus.

„Rechts aussteigen, bitte! Nicht wahr?“ schrie ihm der Fahrer zu. „Das könnte man allmählich wissen, wo jedes Kind es einhält. Und wegen Ihnen allein wird man das Gesetz nicht ändern! Verstanden?!“

Er hörte die derbe Zurechtweisung erst, als er den Wagen bereits nach links verlassen hatte. — Aber das Blut stieg ihm noch mehr zu Kopf und füllte ihm den Hals, und der Schweiß rann ihm am ganzen Leib. Und es wäre eigentlich gar nicht mehr nötig gewesen, daß er jetzt im Gewirr der Leute mit einer besseren Frau zusammenstieß, die nun heftig schimpfte und, als er wortlos weiterging, ihm nachschalt: „Wenn Sie was wären, hätten Sie zum mindesten den Anstand gehabt und hätten Ihren Hut gezogen und hätten sich entschuldigt, wie es Brauch ist. Aber Sie werden mir danach einer sein, Sie! Ja?“

Wie er in die Arlerstraße, die er um jeden Preis hatte umgehen wollen, geraten war, hätte er um sein Seelenheil nicht sagen können. Aber er war nun auf einmal mitten drin. Und er mußte also an der Kneubühlerin vorbei und durch den Bahndurchgang am Sonnenwirt vorbei, und am Bölitz

vorbei, und am „Grünen Baum" vorbei, und an allen anderen vorbei!

Er wäre lieber gestorben!

Dann war die Torheit ja wohl bezahlt! —

Es ward ihm ganz schwarz vor den Augen.

Lief dort nicht der Postsekretär Schmitt, gerade auf ihn zu?

Er unterschied es nicht mehr. Aber es würde ja wohl der Schmitt sein! Das ging schon so weiter! —

Und war da drüben nicht auch der Amtsvorstand?

Und der Kollege Olbrich? Der war nie gut auf ihn zu sprechen gewesen!

Drum schnitt er jetzt so ein schadenfrohes Gesicht! Wie sie nur alle auf einmal vor ihm waren! Richtig, da war jetzt ja auch die Kneubühlerin ganz dicht bei ihm und höhnte ihm ins Gesicht! Die hatte bloß noch gefehlt! —

Aber nun wurde es auf einmal stocknacht um ihn her. —

Übrigens war da ja noch ein großer, dunkler Busch, der ihn vollends decken konnte.

Er duckte sich schnell nieder und machte sich ganz klein. Gott sei Dank, nun war er geborgen und der Schande entronnen. —

„He! Hilfe! Polizei!" rief eine Dame aus dem dämmerigen Bahndurchgang heraus. Die Leute eilten

herzu, immer mehr und mehr. Ein Herr aber öffnete dem verunglückten Höschele den Rockkragen und den Hemdkragen.

Währenddessen erschien auch bereits ein Schutzmann und gleich darauf noch einer.

Der Herr entzündete seine elektrische Taschenlaterne und leuchtete dem Höschele ins Gesicht.

„Das war ein böser Fall," sagte er. „Mund und Nase sind voll Blut."

Die Leute reckten die Hälse, um das runde, blasse Antlitz und das dunkle Blut um Mund und Nase zu sehen. Und die Kinder liefen angstvoll fort. Die beiden Schutzleute aber faßten den schweren Mann und richteten ihn auf, so gut sie es konnten, und lehnten ihn sorgsam an das Gemäuer.

Als aber einer derselben dem Höschele den Hut vom Kopf nahm, pluderte plötzlich etwas auf, daß sie entsetzt zurückfuhren und den armen Höschele beinahe wieder auf die Erde hätten fallen lassen. —

Häbich und Hohnerlein

Häbich. Hohnerlein.

So hieß es schon in der Anfängerschule und noch durch das ganze Gymnasium hindurch.

Sie saßen ja immer beisammen. Und selbst der Professor Schüle, der nicht nach dem Alphabet, sondern nach der Tüchtigkeit in den hohen Wissenschaften die Plätze verteilte, hatte sie nicht zu trennen vermocht. Ein Glück oder der Zufall oder irgendein anderes Unbekanntes fügten es, daß Häbich als Durchschnitt die Note sechs drei Viertel aufweisen konnte, während bei Hohnerlein — da half kein Nachrechnen und kein Fehlerzählen — das Eichmaß sechs vierundsiebzig Hundertstel angab.

Sie saßen also wieder Seite an Seite.

Häbich hatte einen Rat zum Vater, der später Oberrat wurde, und Hohnerlein gehörte dem Hammerschmied des nahen Dorfes.

Häbich war ein seidener, schöngescheitelter Knabe mit kurzen Hosen und Wadenstrümpfen, der täglich seine zwei Gläser Milch trinken mußte, zum Zwischenbrot einen Eiring und drei Äpfel zugewiesen erhielt und in einem hübschen ledernen Brieftäschchen eine Jahreskarte fürs Schwimmbad verwahrte.

Hohnerlein aber trug seit seinem vierten Lebensjahr, wo er den leidigen Mädchenrock endlich fallen lassen durfte, in ortsüblicher Weise lange, halbsteife, schlottrige Haare, die in einem widerspenstigen Wisch vom Kopf wegstanden.

Er aß und trank, was ihm gerade Genießbares unter die Hände kam. Denn darüber bestand keinerlei Vorschrift.

Häbich war von jeher eifrig und fleißig. Und seine Familie tat alles, um Öl in dies heilige Feuer zu gießen. Schon mit zehn Jahren ging er, ein Buch in den Händen, im elterlichen Garten auf und ab wie ein Gelehrter, langsam und weltweggewandt, und lernte lateinische und griechische Wörter, oder er legte die Hände in die Kreuzgegend und sagte Geschichtszahlen und die dazugehörigen Wichtigkeiten herunter, besser und geläufiger als mancher Christ das Vaterunser.

Wenn er studierte, mußte alles um ihn herum stille werden. Schwesterchen Thilde durfte ihr Lieblingslied „Stille Nacht" nicht mehr spielen. Sie mußte die Holzhämmerchen hergeben und ihr Klavierchen schlafen lassen, solange Kurt arbeitete. Und die Köchin hatte ein für allemal strengen Befehl, das Küchenfenster gegen den Garten hinaus zu schließen, wenn der Herr Sohn dort seinem Eifer oblag.

Wenn aber Hohnerlein einmal ein Weilchen im Grasgarten lernen wollte, dann bewarfen ihn seine Schwestern, die etwa gerade Apfelschnitten einfädelten und am Kreuzstock zum Dörren aufhängten, von oben herunter mit Abfällen. Oder wenn er schön am Tisch saß, einen wichtigen Eintrag ins Heft zu machen, dann stieg der kleine Bruder Baptist von hinten auf die Bank und tat ihm Brosamen am Nacken hinunter oder gar Speicheltropfen. Oder der Schmiedknecht schaute ernsthaft zu, legte seinen schweren, schwarzen Finger aufs Papier und hinterließ einen breiten Abdruck, der wie ein brütendes Wettergewölke sich ansah. Oder die Mutter kam mit dem Teigbrett aus der Küche und sagte, der Herr Student solle ein wenig Platz machen, sie müsse auf morgen Nudeln zurichten. Und sie nahm die klebrige Materie aus der roten Schüssel und knetete und schaffte und drückte den Tisch gegen den Boden, als wollte sie die junge Schale unseres Planeten auf ihre Festigkeit prüfen, und schabte den klebenden Teig mit den Nägeln von den Fingern, und ballte Laibchen und wargelte sie zu dünnen Platten — und bedeckte den ganzen Tisch und das Sofa und die Bank und das Gesimse damit, daß für niemand mehr ein Bleiben war.

Ein Glück für Hohnerlein, daß er sich in diese Lage schicken konnte, ja manchmal fast froh war,

wenn er im Lernen unterbrochen wurde und so ohne Gewissensbisse auf den Spielplatz stürmen konnte.

Aber dort holt man keine Jahresnoten und Schulpreise, während Häbich jedes Jahr seine Siege um einen vermehrte.

Nur einmal noch wurde eine an sich ziemlich unbedeutende Sache für Hohnerlein zu einem gewissen Triumph.

Es war dies an dem Tag, da die Regierung einen ganz sonderbaren Studienrat dem Gymnasium auf den Leib schickte. Einen Studienrat, der allem bisherigen zum Spott immer das gerade nicht wissen wollte, was soundso oft zerzaust und zerkaut und wiederholt worden war und der beim Aufsatz sich nicht an die herkömmlichen Sätze hielt: Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen. Wissen ist Macht. Weh dem, der zur Wahrheit geht durch Schuld! Nichts ist so elend als ein Mann, der alles will und der nichts kann. Das Leben ist der Güter Höchstes nicht ... und so fort. — sondern der mir nichts dir nichts die Überschrift gab: Das schönste Lied. Nicht mehr und nicht weniger. Einfach das schönste Lied.

Man hörte zwar ein schwaches, mit vielen Nöten niedergehaltenes Gebrumm, das ein Furchtsamer mit fernem Donner hätte vergleichen können, und Häbich erhob sich sogar und sagte mit einer Stimme, die einen Stein rühren mußte, er sei ganz und gar

unmusikalisch und habe sich leider nie mit Gesang und Spiel befassen können: aber diesen Studienrat schreckte weder jener Donner noch erbarmte ihn Häbichs jammervolle Miene. Er fügte bloß bei, es solle nur ein jeder sich helfen, so gut es eben gehe. Er, der Studienrat, werde dann schon richtig messen und wägen.

Hohnerlein war guter Dinge. Er nahm den Studienrat für einen wohlwollenden Schalk und schickte sich an, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Und er schrieb von seinem Birkenbaum, der ihn erst letztlich wieder so berauscht hatte.

Diese Birke, die er die seine nannte, stand überm grünen Tal drüben am Rand des Tannenwaldes, der gleichsam den weiten, feierlichen Hintergrund ausmachte. Wenn Hohnerlein vom Elternhaus in den Garten trat, dann prangte gleich die Birke mit ihrem leuchtenden Leibe aus dem Tannendunkel auf. Und er beschrieb den Baum, der bald war: wie ein stehengebliebener Blitz; bald wie eine herrliche, merkwürdige Marmorsäule mit prachtvollen Krümmungen und plötzlichem, stolzem Aufstieg; bald wie ein tiefer, klaffender, silberglänzender Riß, der den ganzen Wald zerteilte und kein Ende zu haben schien; bald wie ein wunderbarer Menschenleib, der die Arme reckte und eine goldgrüne Krone hochhielt; bald wie ein toller Wassersturz von blendender, wundersamer Flüssigkeit.

Das alles beschrieb er, so gut er es nur vermochte, und er erzählte, was ihm diese Birke die ganze Jugend herauf gewesen und schloß: wenn er nun Musiker wäre und alle diese Erlebnisse in einem einzigen Liede sagen könnte, dann wäre dies gewiß das schönste Lied, das es gäbe.

Und noch etliche solcher Beispiele hatte er.

Da war jene Blüte von rotem Mohn, die einmal an einem Hochsommertag, am Raine des Wiesenbaches aus den lauen Weidenschatten auflohte. Vom Stiele sah man nichts. Der war in den lauen Schatten erloschen. Aber die rote Blüte leuchtete und festete im Glanz der Sonne. Und sie funkelte und jubilierte, diese schwebende Wunderblume, im Halbtag der verträumten Erlen. Und man sah ihren märchenhaften Widerschein im blauen Dunkel des Wasserspiegels. Das war nicht mehr von dieser Erde, das war ein Bild aus einer schöneren Welt. Und er erzählte das wieder und tat wieder seinen Schluß.

Dem Freunde Häbich aber stand der Schweiß auf der Stirne. Und immer war ihm noch nichts eingefallen. Endlich kam ihm plötzlich die Erinnerung, daß die Frau Inspektor Schöllhorn, die ihre ganze Zeit vermusizierte, einmal zu seiner Mutter gesagt hatte, das schönste Lied, das es gebe, sei halt das ewig wunderbare Lied: „Spinn, spinn, spinn Tochter mein.“ Ein schöneres gebe es bis jetzt überhaupt nicht.

Und Häbich schmuggelte einen demütigen Zettel zum Freund Hohnerlein hinüber und fragte an, ob die Behauptung der Frau Inspektor wenigstens einigermaßen zutreffend wäre und wer denn dies ewig wunderbare Lied erfunden habe. Hohnerlein gab der Frau Inspektor gerne recht und kritzelte den Namen Mozart auf den Fragezettel.

Und jetzt fing Häbich an, die Strophen seines schönsten Liedes — soweit er sie auswendig wußte — zu zerpflücken und wieder zusammenzuflechten und zu kneten und zu wargeln wie Hohnerleins Mutter den Nudelteig. Und er beleuchtete und pries jedes Wörtchen und hob es siebzehnmal empor, und lobte die ewige Melodie und verglich sie mit Knospenschmelz und Lindenhauch und gab alles hin, was sein Gedächtnis aus den großen Reden der Frau Inspektor noch gerettet hatte. Und er nahm die Geschichte zu Hilfe und opferte, was er nur über Mozart, den Schöpfer dieses einzigen Liedes wußte: daß er schon in frühester Jugend — wie es allem Großen eigen sei — sich ganz auffallend von seiner Umgebung abgehoben habe; daß er in einem Alter, in welchem andere noch nicht einmal ihren Weg selber finden können, bereits das Amt eines Konzertmeisters innegehabt habe; daß er große Kunstreisen durch Prag, Berlin, nach den Niederlanden und Paris ausgeführt habe und überall wie ein König auf-

genommen worden sei; daß er den Fliegenden Holländer, den unsterblichen Don Juan und vieles andere der Mit- und Nachwelt geschenkt habe.

Kurz, er tat sein Menschenmöglichstes, dem schönsten Liede ein entsprechendes Denkmal zu setzen. Und selbst der sonderbare Studienrat konnte nicht anders: er mußte die Heldentat, die so über allen Zweifel zeigte, wie ein tapferer Schwimmer die größten Schwierigkeiten bezwingt, anerkennen. Die Klasse aber kleidete den verunglückten Häbich von jenem Tage an mit dem glorreichen Beinamen Mozart, der dann das ganze Gymnasium hindurch fortdauerte und noch bis in die Universitätsjahre hineinragte. Und Hohnerlein freute sich der üppigen Früchte seiner Buberei.

Häbich aber blieb auch auf der Hochschule der gleiche fleißige Student, der von allem Anfang an fest auf sein Ziel zustrebte und der seine zehn Semester mit einem Staatsexamen krönte, von dem im ganzen Königreich die Rede ging.

Nun stand er am Fuße des erträumten Götterberges. Er ward Regierungsassessor und später Rat.

Und er stieg von Stufe zu Stufe.

Er ward Geheimrat und Wirklicher Geheimrat.

Er heiratete die Tochter eines Freiherrn.

Und er ward Direktor im Ministerium des Innern.

Und er ward, als Seine Exzellenz der Herr Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens das Zeitliche segnete, er ward: Minister und Exzellenz.

Als großer, herrlicher, schöngewachsener Herr mit Band und Kreuz und Stern und Macht, so steht Kurt Häbich heute vor uns.

*

Auch Hohnerlein hatte, wenngleich er neben dem Freunde nicht mehr bestehen konnte, das Gymnasium in Ehren verlassen. Und er bezog gleichfalls die Universität.

Er studierte eine Weile Medizin.

Als er sich hier nicht recht wohl fühlte, probierte er es mit Rechtsgelehrsamkeit, ging aber später zur Chemie über. Dann verließ er das alles und betrieb ein Jahr lang die Malerei. Gleich darauf bestand er eine erste Jugendliebe, aus der er mit knapper Not das Leben rettete.

Dann ward er Philologe.

Als solcher saß er in den Ferien auf der heimatlichen Schmiede, sang Lieder ins grüne Tal hinab und hinaus zur schimmernden Birke. Wie ein stehengebliebener Blitz, wie eine prachtvolle Marmorsäule, wie ein klaffender Silberriß, wie ein wunderbarer Menschenleib, wie ein jäher Wassersturz: so war es.

Und er malte ein bißchen und schalt seine Hand, die das Auge nicht zufriedenstellen konnte. Und er überließ sich sehnsüchtigen Träumereien von Frauen und Frauenliebe, die sein Leben voll machen sollten.

Er saß auf seiner Kammer und sah schöne Frauen aus der Stadt den Weg heraufziehen.

Und ob auch oftmals die berauschenden Bilder — ein schimmerndes Kopftuch, ein prangender Modehut, ein wunderbarer wehender Mantel, ein blührotes Sonnendach — in der Nähe ins Alltägliche zerflossen und der Modehut sich als ein Marktkorb entpuppte, den die Nachbarin, die lange Babette, auf dem Kopf heimtrug, und ob auch der wunderbare wehende Mantel eine Weile hernach zur Pferdedecke ward, die der alte Bastian für seinen klepperigen Schimmel gekauft hatte: der goldene Traum war doch geträumt worden.

Nach mancherlei mißlichen Anläufen machte Hohnerlein endlich seine Professoratsprüfung.

Er ward Amtsverweser an einer Reihe von Schulen, bis er zu guter Letzt, dank seines bescheidenen Examens, als definitiver Lateinlehrer in dem Städtchen Brochenreute an ein Ufer stieß.

Brochenreute ist ein verschlafenes ehemaliges Reichsstädtchen, das heute kaum noch zweitausend Einwohner aufweist. Auf dem großen, gepflasterten, menschenstillen Marktplatz steht ein Gebäude, so groß, daß

man ein Königreich darin regieren könnte. Das ist das Rathaus. Neben diesem schaut ein kleineres, aber — man sieht es — noch bedeutend älteres Gebäude recht grämlich in die neue Zeit herein. Es ist dies das einstige Spital. Dort sind die Schulen untergebracht: Die Volksschulen — drei katholische und eine evangelische. Die Strickschule. Die Abendschule. Die Gewerbeschule. Und im Erdgeschoß gegen die Krapfengasse hin: Die Lateinschule. Es ist ein wirklich sehr kleines Stück der großen Welt, das man von hier aus noch bemeistern kann. Schräg rechts, in dem Haus mit den roten, verblaßten Fensterläden lebt der Strumpfwirker Marianus Remmele, wie auf dem Schild steht, und kämpft einen vergeblichen Kampf gegen die höllische Technik unserer Tage. Gerade gegenüber von der Lateinschule ragt das Kaufhaus Vitus Halder gewalttätig aus seiner Nachbarschaft heraus und macht sich recht breit mit seiner übergroßen, ausgetretenen Steintreppe und seiner unmäßig vollgeschriebenen Front. Man sieht es: er hat schon vielerlei ausprobiert und wieder aufgegeben, der Herr Vitus Halder. An der verwitterten Hausstirne steht das alles noch. Tuch-, Ellen- und Kurzwaren. Ausputz- und Besatzartikel. Rauch-, Kau- und Schnupftabak. Sargkränze und Brautschleier. Koch- und Futtersalz und Geigenmehl und Seifenpulver. Feigenkaffee und vieles

andere werden hier in verwischter Schrift bekannt gemacht.

Zwischen dem Kaufhaus und dem übernächsten ist ein schmales, krankhaftes Ding eingeklemmt, das verzweifelt nach Luft ringt und eine jammervolle Dachspitze zum Himmel schickt. Dort pflegt der Wachszieher Joseph Schmid seines Handwerks. Über ihm aber wohnt das Fräulein Theresia, eine bejahrte Jungfrau und zugleich gefeierte Sängerin des Brochenreutener Kirchenchors. Dann erblickt man noch die in die Straße hereinstehende Fremdenherberge zum Wilden Mann. Und endlich erreicht das Auge die kurvige Linie eines Dachfirstes. Wie hintereinander ruhende, sich duckende Vögel sehen die nasigen Hohlziegel aus. Wenn man aber in der Lateinschule einen Fensterflügel öffnet, dann hört man wohl die singende Stimme des Ausrufers: „Landwirt Banzhaf verkauft heute auf der Freibank von neun Uhr ab schönes, frisches Rindfleisch, das Pfund zu fünfundvierzig Pfennig." Und weil die Stadt so still ist und die Straßen und Gassen so nahe beisammen sind, hört man immer wieder dieselben Worte: „Landwirt Banzhaf —," bald da, bald dort, einen ganzen Morgen lang. Man kann in Gedanken immer mitwandern von Platz zu Platz. Und man weiß — wenn die Pause zu lang wird —, daß der Ausrufer jetzt im „Bärenkeller" sitzt und einen

Schoppen trinkt oder bei der Bachwirtin das Unterbrot einnimmt.

Wer wundert sich, daß es dem Lateinlehrer Hohnerlein während der ersten fünfzehn Jahre seines Aufenthalts in Brochenreute manchmal enge ums Herz wurde.

Er hatte seinerzeit zwar nicht mit Entzücken, aber doch nicht ohne Zuversicht das winzige Nest betreten. Er hatte seinen kleinen Weinberg emsig bestellen wollen, und er hatte gehofft, nach ein paar Jahren größere Ziele vor sich zu haben.

Aber Brochenreute liegt so ganz abseits von der staatlichen Schmiede, wo die Lose der treuen Staatsdiener gehämmert werden.

Und dann war Hohnerlein auch etlichemal — wie das bei kleinen Leuten, die die Wucht des Staatskolosses, weil sie zuunterst aushalten müssen, am meisten zu verspüren bekommen, begreiflich und verzeihlich ist — nicht ganz so lieb Kind, wie es für ihn gerade am besten gewesen wäre. Er trug also, wenn man will, zum Teil selber die Schuld, daß ihm keine Sonne aufstehen wollte.

Schließlich gab er es völlig auf, gegen das abholde Schicksal zu kämpfen.

Er verwaltete sein engumgrenztes Fleckchen und fand hier bei mancherlei Leiden im Laufe der Jahre doch auch manche kleine Freude, über die er anfangs achtlos hinübergestolpert war.

Aber ein unfrohes, verfehltes Leben war es immerhin.

Wohl sechzigmal und öfter sah er täglich die aufdringlichen Aufschriften am Halderschen Kaufhaus. Er kannte jedes Wort und wußte von jedem Buchstäbchen, wie es aussah, und wußte jedes Häkchen, das im Wetter notgelitten, und jedes Pünktchen, das verwischt war. Er wußte, daß bei dem Worte Geigenmehl der Tupfen fehlte, daß die beiden ersten Lettern von Schnupftabak ganz scheckig waren, daß das z von Futtersalz die Schwindsucht hatte. Und wenn er den Blick weggewandt und weiterwandern wollte, dann konnte er halt nicht weiter als bis hinunter zum krämpfigen Haus des Wachsziehers, zur Fremdenherberge und hinüber nach der kurvigen Firstlinie.

Wenn es aber mittags zwölfe schlug, schritt Hohnerlein langsam über den stillen Marktplatz, wo da und dort ein Graswisch zwischen den Steinen aufwuchs. Und er betrat den Gasthof zur Alten Post, wo er das Mahl einnahm und wo der Postwirt allweil sagte: „Recht guten Tag, Herr Hohnerlein", und nach einer Pause: „Ja, ja, so ist's", und hernach grausig gähnte, oder auch, wenn der Herr Gastgeber gerade zum Sprechen aufgelegt war und des Apothekers Lore, aufrecht und frisch wie keine in der Stadt, über den Markt eilte: „Die da, die Lore, die wär so was für Ihnen, Herr Hohnerlein, nicht zu

jung und nicht zu alt, grad so recht. Ich weiß wohl, ich red' zu meinem eigenen Schaden, aber so ein einspänniges Leben wie Ihnen Ihrs hat keinen Zweck nicht, Herr Hohnerlein."

„Hab's auch schon manchmal gedacht, Herr Postwirt. Aber es wird wohl das beste sein, man läßt seinem alten Herzen den Schlaf, den es nun einmal gewöhnt ist."

Der Wirt gähnte wieder.

„Ja, die Lore!"

„Die Lore, die Lore." So dachte Hohnerlein öfter als er es wollte vor sich hin.

Und manch einmal geschah es, daß er ganz weich und rührselig ward und Mitleid mit sich selber hatte.

Auch kam es vor, daß, wenn er irgend etwas Schönes sah — also etwa einen fernen See, der im Sonnenlicht schimmerte; goldene Spinnenfäden, die durchs grünliche Herbstblau flossen; einen beleuchteten Waldweg, der im Tannendunkel aufflammte und dergleichen — er allsogleich an die Lore denken mußte. Auch die Birke der Jugend war dann wieder da und die schwebende Blume am Bachrain. Und es war ihm, als ob das Glück umginge.

Aber er täuschte sich nur wieder einmal, das war alles. Ganz gewiß. Und sicherlich war die Lore letzthin nur darum so rot geworden, weil sein Gruß so aufdringlich gewesen war.

Das durfte nicht wieder sein. Und er mußte schon allein sein verfahrenes Leben weiterleben.

Er saß in der Schulstube und las Schülerhefte. Neunundvierzigmal — so viel hatte er Knaben aus Brochenreute und Umgebung — die Beschreibung des Bodensees, des sogenannten Schwäbischen Meeres.

Dann stand er auf und sah durchs Fenster.

Der Tupfen über dem Wort Besatzartikel war während der gestrigen Wetternacht stark mitgenommen worden. Auch das Häkchen am Feigenkaffee hatte ein wenig notgelitten.

Der Wachszieher streckte den Rücken her, und die Messingkette, die die Schürze hinten zusammenhielt, blinkte gefallsüchtig. Er sprach gerade mit dem Fräulein Theresia, der Sängerin, und erzählte von der Zeit, wo die Trichinen aufgestanden seien. Damals habe so mancher kein Schweinernes mehr angerührt. Er aber, der Wachszieher, habe sich den Teufel um die Trichinen gekümmert, und er lebe heute noch. Dann ging er aufs Wetter über, das sich nun bald ändern müsse, weil der Hausstein so naß sei.

Jetzt hörte man die Stimme des Ausrufers: „Landwirt Banzhaf verkauft morgen auf der Freibank von neun Uhr ab schönes, frisches Rindfleisch, das Pfund zu fünfundvierzig Pfennig.“ Und das Wort wanderte von Gasse zu Gasse.

Dann ward es wieder stille.

Nach einer langen Weile schlug es zwölfe.

Und Hohnerlein ging ins Gasthaus zur Post.

„Recht guten Tag, Herr Hohnerlein! — — — ja, ja, so ist's halt."

*

Nun geschah es, wie das so zu geschehen pflegt, daß die Brochenreutener dem Maler N., der ein Sohn der Stadt ist, und der nun, nachdem zehn Jahre seit seinem Tod stille dahingegangen waren, mehr und mehr Geltung fand, einen bescheidenen Denkstein setzten und Seine Majestät den König zu den Enthüllungsfeierlichkeiten untertänigst einluden.

Majestät aber hatte an jenem Tage wohl Wichtigeres zu tun und sandte darum Seine Exzellenz den Herrn Staatsminister von Häbich nach der Feststadt Brochenreute.

Und jetzt hätte man sehen sollen, welch ein Leben in das verschlafene Nestlein kam.

Die ganze Woche hindurch gab es ein Klopfen und Hämmern und Nageln und Zimmern, daß einem die Ohren surrten. Die Zinkenisten putzten ihre Trompeten seit langer Zeit wieder einmal blitzblank und hielten alle Abende lärmende Proben bis tief in die Nacht hinein.

Der Strumpfwirker Marianus Remmele ließ die verblaßten Fensterläden neu auftünchen, und der

Kaufherr Vitus Halder gab der Magd den Befehl, die Aufschriften, wenn nicht frisch anzustreichen, so doch abzuwaschen. Der Wachszieher Joseph Schmid schnitt sämtlichen Rosenstöcken, die sein Hintergärtchen verschönten, die Köpfe ab und übergab dieselben, zwar nicht auf einer Silberschüssel, aber doch in seiner Zunftschürze — dem Fräulein Theresia, das die Ausschmückung der Festtribüne, als oberste Leiterin und Königin des guten Geschmacks, übernommen hatte. Die Brochenreutener Mädelchen liefen Tage vorher, das Haar zu Schnecken — den zukünftigen Festlocken — aufgewickelt, die lautgewordene Krapfengasse auf und ab.

Der Postwirt aber fand kaum mehr Zeit zum Gähnen oder gar zum Spazierensehen auf den Marktplatz hinaus.

Nur die Stadttaglöhner, die auf Straßen und Brücken fegten und Buchenbäumchen herbeitrugen, behielten ihr altes, gewohntes, gemütliches Tempo. Und auch den Lateinlehrer Hohnerlein brachte das Fest nicht sonderlich aus der Fassung.

Er nahm sich vor, am Ministertag eine kleine Landpartie zu unternehmen, und er hätte den Vorsatz auch verwirklicht, wenn nicht noch in letzter Stunde der Bürgermeister vor ihn getreten wäre und ihm gestanden hätte: er müsse am Ehrentag doch eine Ansprache an Seine Exzellenz den Herrn Staatsminister

des Kirchen- und Schulwesens von Häbich halten. Das gehe nun mal nicht anders. Und er müsse auch dem Maler einen Lorbeerkranz in Worten winden. Das sei ganz selbstverständlich. Nun mache ihm die Ansprache an Seine Exzellenz keinerlei Schwierigkeiten. Aber die Lobrede auf den Maler bringe er mit dem besten Willen nicht zuwege. Er habe sich bereits redlichste Mühe gegeben und auch einige Bücher über Malerei und seinen großen Meyer und so weiter aufgeschlagen, aber ohne auch nur einen Ruck vorwärts zu kommen. Denn er verstehe eben von Kunst und derlei Geschichten so gut wie nichts. Das sei ja schließlich auch seine Sache nicht. Und er bitte also den Herrn Hohnerlein, der ja die Kunst als Leibfach neben der Schule her treibe, eine Lobrede auf den Maler auszuarbeiten.

Dies und noch manches andere sagte der Bürgermeister. Nur daß er einen Orden haben wollte, sagte er nicht.

Hohnerlein sträubte sich zuerst. Plötzlich aber gab er sein Abwehren auf. — Und er sagte zu.

Und nun war der Tag da, blau und hell.

Kopf an Kopf standen die Festbeflissenen auf dem Marktplatz um den Denkstein herum. Fast war es, als hätte es geschneit, so viel weiße Kinder und Ehrenjungfrauen hoben sich feierlich aus der schwarzbefrackten Bürgermasse.

Auch die Lore war da und hielt verstohlen Umschau.

Die schaulustigen Landleute aus der Nachbarschaft standen auf den Zehen in ihren verstaubten Stiefeln und reckten die Hälse, um wenigstens einmal im Leben einen so großartigen Herrn schauen zu dürfen. Sagte doch ein altes Einödmännlein, dem man auf die Frage: wie alt der König jetzt sei? bedeutete, daß dies nicht der König, sondern nur der Herr Minister sei, sagte doch dies Männlein kurz zum Wachszieher Schmid, der das Fest in einem haarigen Zylinder mitmachte: „Weit gefehlt hab' ich mal nicht. Und am End' läuft's auf eins und dasselbe hinaus."

Der Lateinlehrer Hohnerlein aber lehnte an einem Mauerbogen des Rathauses, abseits der Menge. Neben ihm, auf dem Boden, saß ein etwa vierjähriges, hellhaariges Mädchen mit blauen Maschen im Geflecht und war so versunken in sein Spiel — es klebte Papierschnitzelchen in Kreisform an einen Mauerstein —, daß es das ganze großartige, herrliche Ministerfest Fest sein ließ, ja nicht einmal den nahen Herrn Hohnerlein bemerkte, sondern fortfuhr zu kleben und hundertmal ein Verslein vor sich hin zu sagen.

Grüß Gott, Herr Maier.
Was kosten die Eier?
Sie sind zu teuer.
Adieu, Herr Maier.

Hohnerlein ging, um das Kind nicht in seinem Himmel zu stören, ganz leise weg, die Krapfengasse hinab und vor die Stadt hinaus.

Und jetzt, als der Markt so stille ward, daß man auf jeden, der durch die Feier etwa husten oder sich schneuzen mußte, böse Blicke schickte, jetzt begann der Bürgermeister mit der Festrede. Und wahrhaftig, er zählte nicht zu jenen, die da aus ihrem Herzen eine Mördergrube machen.

Er beräucherte Seine Exzellenz den Herrn Minister, so gut er es nur fertig brachte, und verschenkte alle Blumen, die in seiner Seele wuchsen, und überreichte sie kniefällig dem Minister von Häbich.

Und dann ging er auf den Maler über, dem zu Ehren Seine Exzellenz der Herr Staatsminister und alles Volk an dieser Stelle stehe.

Wie ein brandendes Opferfeuer lohten Hohnerleins Hymnen an dem Denkstein empor. Und immer funkelnder wurden die Worte, und immer gewaltiger ward die Steigerung, und am Ende hieß es nur noch:

Wer, wie dieser unsterbliche Brochenreutener Maler, es vermöge, ein Narzissenbeet so kostbar ungewollt auf die Leinwand zu übertragen und die weißen, gelben und blauen Sterne so göttlich zu mischen verstehe, der sei nicht bloß Maler, der sei Dichter und Musiker und alles zugleich. Und dies Narzissenbild mit seinem Farbenjubel und seiner Herrlichkeit der

Lichter sei das schönste Lied, das je einer Seele gelungen. Und man gehe gewiß nicht zu weit, wenn man dessen Schöpfer einen zweiten Mozart, den malenden Meister Mozart nenne.

Und so brauste die bürgermeisterliche Rede eine ganze Weile fort, daß die Brochenreutener ganz stolz auf ihr Stadthaupt wurden.

Auch der Minister von Häbich war sichtlich ergriffen. Er ward abwechselnd blaß und rot und grün und gelb. Und es geschah ihm, daß ein sonderbares Gefühl auf ihn einbrach. Es war ihm, als ob dieser Brochenreutener Bürgermeister, ihm, dem Minister, den Rock und alle Würden und Hemd und alle Hülle vor versammeltem Volke auszöge und öffentlich Spott mit ihm triebe. Und es dämmerte eine ferne Jugenderinnerung in ihm auf. Was das war, wurde ihm in der Aufregung nicht klar, aber er merkte deutlich, daß er hier dem Gespött eines unerhörten Frechlings ausgesetzt war. Er brachte nicht einmal ein Zeichen zuwege, das dem Dreisten Halt geboten hätte. So ausgesucht gewagt war dieser Überfall. — — — — — — — — — —

Nachher aber ließ der Herr Minister den Bürgermeister vor sich treten und herrschte den Untertanen an, bis der vor Ängsten schwitzte und schließlich unter tausend Entschuldigungen gestand, der hiesige Lateinlehrer Hohnerlein habe ihm die Malerrede aufgesetzt,

und Seine Exzellenz möchten doch um Gottes willen Barmherzigkeit walten lassen.

Da lachte der Minister auf einmal und ward wieder hell und heiter. Hatte er ja doch bereits an alle möglichen Ränke und verschwörerischen Machenschaften geheimer Feinde, die im Dunkeln arbeiteten, gedacht.

Er hatte sich für eine Weile einmal so klein und zerbrechlich gefühlt wie noch nie im Leben, und hatte einmal beste Gelegenheit gehabt, die Welt ganz von unten herauf anzusehen. Und das bekam ihm ganz gut.

Der Lateinlehrer Hohnerlein war an jenem Festtage nicht mehr aufzufinden. Aber schon zwei Tage nachher erhielt er von seinem ehemaligen Freund Häbich ein liebenswürdiges und kameradschaftliches Schreiben, das alle die Anschuldigungen, die von dem Minister des Kirchen- und Schulwesens als „einem hochtrabenden, unnahbaren Menschen, der seine alten Freunde nicht mehr kennen wolle", im Lande herumgingen, mit einem Mal über den Haufen warf.

Bald darauf ist Hohnerlein auch Professor geworden.

Und wißt ihr wohl, wer die erste war, die in einem allerliebsten Briefumschlag einen schüchternen Glückwunsch wagte?

Ihr wißt es. Es war die Lore.

Hohnerlein aber ist in jenem glücklichen Augenblick noch einmal jung und so kühn geworden, daß er die aufrechte Lore ohne weiteres um ihre schöne Hand gebeten, die er nach dem üblichen Zaudern denn auch gerne erhalten hat.

Heute schaltet die Lore als Frau Professor in der Hauptstadt. Und wenn der Herr Professor Hohnerlein auch kein Streber ist, so kann man doch nie wissen, ob man nicht eines schönen Tages zur jetzigen Frau Professor Lore: Frau Rektor oder gar Frau Oberstudienrat sagen müsse.

Hoffentlich wird sie dann ihren Herrn Gemahl — falls er es jemals vergessen sollte — von Zeit zu Zeit daran erinnern, daß auch in den Krapfengassen noch ganz wackere Leutlein leben: das Fräulein Theresia, der Wachszieher, der verdiente Lateinlehrer und alle die anderen.

Die schöne Witwe

Er schrieb sich Melchior Kiene, und sie hieß Ottilie Gerst, geborene Siegrist.

Noch im sechzehnten Lebensjahre hatte Melchior als Bäckerjunge das Frühstücksbrot in der Stadt herumgetragen und war dabei über die Hofgitter geklettert, wenn eine Magd oder Pförtnersfrau sich beim Aufschließen verspätete. Und nach dem Mittagsmahle hatte er unter der zähen Aufsicht des Vaters der Meisterin, der alt und krank und zu nichts Besserem mehr taugte, Backscheiter gespalten.

Da war seiner Familie endlich das längst unerwartete kleine Erbe zugefallen. Nun hatte er sich doch noch dem Studium widmen dürfen. Er war ja immer schon eine Art Wunderkind gewesen, und die Lehrer und Nachbarn und Bekannten hatten es ja immer gesagt: „Eine Sünde, einen Jungen, der Talente zum Wegwerfen hat, zum Bäcker zu verdonnern, bloß deshalb, weil gerade eine Lehrstelle offen und kein Geld zu etwas Rechtem vorhanden war."

Natürlich ging das Studium rasch und ohne jeglichen Anstand vonstatten, wenn auch der neue Lebensgang manchmal ein wenig komisch erschien. Denn Melchior bewegte sich jetzt als hochaufgeschossener, flaumbärtiger Jüngling unter viel jüngerem Volk,

und oft mußte er, der beinahe der Vater seiner Weggenossen hätte sein können, auf Kindereien antworten, die merkwürdig von seinem Alter abstachen. Auf der anderen Seite aber genoß er eben dadurch die süße, glückliche Knabenzeit gleichsam ein zweites Mal nach. Ganz wie die anderen grüßte er die langzopfigen Mädchen einer nahen Töchterschule als große, fertige, wunderschöne Wesen und absolvierte im fünfundzwanzigsten Lebensjahre mit aller Wichtigkeit einen Tanzkurs, den man ebensogut einen vorbereitenden Kinderball hätte nennen können. Damals war ja auch die scheue Neigung zu Seminardirektors Gretchen ins Keimen geraten. — — — — — — — — —

Auf der Hochschule hatte er dann diese gewohnte Rolle als die beste und billigste vollends weiter gespielt. Aber schließlich war er doch recht froh, die künstlich verlängerten Jünglingsjahre endgültig hinter sich zu wissen. Er stand jetzt bereits vor dem Staatsexamen, und wenn alles so gut verlief wie bisher, dann konnte er noch einmal Großes werden oder doch zum mindesten in Bälde auf die eigenen Beine kommen. Denn es war gewiß keine Kleinigkeit, als ein Mann von dreißig Jahren immer noch zum Schaden der Eltern zu leben, sich von den Schwestern, die als Dienstboten gehen mußten, Geld zu borgen und immerfort die übrigens ordentlich zu kurzen, ausgebrauchten Beinkleider und durchschweißten schwarzen

Schwalbenröcke eines alten Kanzleirats und weitläufigen Verwandten abzutragen. Diese Kläglichkeiten trugen sicherlich auch dazu bei, ihn in Gesellschaft und namentlich vor Frauen scheu und unbeholfen zu machen. Es gab also zunächst nichts Wichtigeres in der Welt, als diesem unerquicklichen Zustande ehemöglichst zu entrinnen und durch einen letzten Trumpf, er meinte damit sein Staatsexamen, ein fröhliches Ende herbeizuführen. Er würde dann in kürzester Frist eine ehrenvolle Stellung einnehmen, würde menschliche Kleider am Leibe haben und den bedürftigen Eltern und Schwestern seine Studierschulden mit gesegneten Zinseszinsen zurückerstatten können.

Er freute sich ganz unbändig darauf.

Das letzte vorbereitende Jahr wollte er, um durch nichts in seinem Eifer gestört zu werden, ganz allein mit sich selber verbringen.

Er bezog deshalb ein billiges, todstilles Dachzimmer im Hause der Frau Straubenmüller, das angenehm abseits der Stadt lag, dessen Umgebung aber immerhin noch für ein standesgemäßes Viertel gelten konnte. So schaute zum Beispiel, gleich ihm gegenüber, eine Art Villa mit Schieferdach und kurzen geweißten Schornsteinen aus einem die sanfte Hügellehne beinahe bis zur Hälfte bedeckenden hübschen Garten heraus, dessen schmiedeisерne Gittertorpfeiler je eine mäßig große, sattgrüne, blecherne Agave

zierten. Er beachtete das alles indessen zunächst kaum, sondern streifte höchstens dann und wann, wenn er gerade einmal von seinen Büchern aufsah, die kleine Villa mit leeren Blicken. Da träumte er schon lieber ein paar Minuten lang zur Erholung von jenen erfrischenden kindlichen Tanzabenden. Vielleicht würde er eines Tages das herzignette Gretchen des Seminardirektors sogar noch heimführen. Aber das hatte alles gute Zeit!

Anläßlich einer bescheidenen Pfingstwanderung indessen schrieb er ihr doch einmal zwischenhinein eine Ansichtskarte, eigentlich mehr aus Ritterlichkeit und Höflichkeit als aus einem bestimmten Wunsche heraus. Zu seiner nicht einmal besonders angenehmen Überraschung wurden aber diese im Grunde rein formellen Grüße ziemlich eilig erwidert, und auf einer übernächsten Antwortkarte ward er sogar zu einem Besuche eingeladen. Es wäre klüger gewesen, er hätte diese etwas eilige Kartenkorrespondenz über das Examen hinaus verschoben! Denn von einem Besuche konnte zurzeit überhaupt keine Rede sein. Sein schwarzer Schwalbenrock, den er neuerdings Sonntags wie Werktags im Gebrauch hatte, war nicht das Kleidungsstück, in dem man einer Liebe entgegenfährt. Und dann wollte er ja die kurze Spanne Zeit mit nichts anderem mehr als mit Klugheit und Arbeit ausfüllen. Nachher sollten

dann alle die holden Wünsche ihren Flug wagen dürfen!

So lebte er denn in Glück und Hoffnung. Es focht ihn darum auch nicht im mindesten an, daß er sein Mittagsmahl unter Landjägern und Schreibersleuten einnahm und sein Abendbrot auf einem Stück Zeitungspapier mit dem Taschenmesser zerlegte und mit eben demselben Werkzeug zum Munde führte. Das waren alles scheidende Dinge, die noch einmal in wehmütiger Schönheit blühen würden; denn wer mochte es wissen, ob er nicht in soundso vielen Jahren in einer ebenso schmucken, wenn nicht schmuckeren Villa haushielt, wie die an der Hügellehne über dem Gehweg drüben eine war, und die einer reichen Witwe gehörte.

Die Frau Straubenmüller hatte ihm neulich von der Eigentümerin dieser Villa erzählt. Sie schrieb sich Ottilie Gerst und hatte ehemals einen Ingenieur zum Gemahl gehabt, mit dem sie lange Jahre in Frankreich, Italien, in Ostasien und Gott weiß wo verbrachte. Die Witwe war nach den Erzählungen der Frau Straubenmüller von bedeutender Schönheit und Frische und von sehr feinen, liebenswürdigen, wenn auch etwas freien Umgangsformen.

Doch was gingen ihn alle diese Dinge an?

Er war froh, daß die Frau Straubenmüller mit ihrer Teigschüssel auf dem Arm sich endlich empfahl.

— — — — — — — — — — — — — —

Da bekam Melchior Kiene die Witwe zufällig einmal zu Gesicht. Aus Zerstreutheit und weil ihm Frau Straubenmüller immer wieder von der Nachbarin erzählte, hätte er beinahe den Hut gelüftet; er hob schon den Unterarm und hatte schon die Hand an der Krempe; in der Verlegenheit rieb er sich dann mit dem Zeigefinger am rechten Auge herum.

Einige Zeit darauf passierte ihm dieselbe Unachtsamkeit wieder. Diesmal grüßte er dann einfach in aller Form. Die Witwe erwiderte seinen Gruß ohne besondere Überraschung, in liebenswürdiger Selbstverständlichkeit. Von da ab grüßte man bei jeder Begegnung.

Frau Gerst war eine stattliche Frau mit schönem, vollem, braunem Haar. Er hätte also schon den Wunsch seiner Hausfrau erfüllen und einmal in der Villa drüben einen Anstandsbesuch abstatten können. Frau Straubenmüller, die ein kleines Ökonomieanwesen mit zwei Kühen bewirtschaftete, lieferte die tägliche Milch in die Villa hinüber; sie hätte es schon aus diesem Grunde gerne gesehen, wenn ihr erster feinerer, bei allen Gelegenheiten mit Stolz erwähnter Mieter die bereits bestehenden freundnachbarlichen Beziehungen noch gefördert hätte. Melchior Kiene fand indessen zunächst weder die Zeit noch das Gewand, diesen Wunsch zu erfüllen. Dagegen verfehlte er nicht, als er einmal durch Zufall in der Straßenbahn dicht

neben die Witwe zu sitzen kam, ihr seinen Namen und Stand zu nennen und sich des versäumten Besuches wegen zu entschuldigen. Die Witwe war wirklich, wie er nun selber zu beobachten Gelegenheit hatte, eine Dame von Takt und großer Schönheit. Sie gab sich ganz unbefangen und lachte liebenswürdig zu seinen übertriebenen Entschuldigungen, die eigentlich mehr von der Frau Straubenmüller als von ihm selber ausgingen. Straubenmüllers hatten in ihrer Obstwiese einen Kirschbaum stehen. Weil nun Frau Gerst einmal im Vorbeigehen von den prachtvollen reifen Früchten sprach, wollte Frau Straubenmüller ihr gerne einen Gefallen tun. Nun war aber ihr Mann, Straubenmüller, der in der städtischen Gasfabrik arbeitete, und der allein die hohe, schwanke Leiter zu besteigen imstande gewesen wäre, noch nicht zu Hause. Die Hausfrau verfiel also auf den glücklichen Gedanken, bei ihrem Zimmerherrn Melchior Kiene anzuklopfen, der sich ohnehin schon das Gesicht „weißstudiert" hätte und dem ein bißchen Zerstreuung nur gut tun konnte.

Kiene erschien hemdärmelig, ohne Kragen und in roten Plüschschuhen. Er legte sogleich Hand an. Er ging die Sache nicht einmal so ungeschickt an. Ja, er band sich, da die Schürze der Frau Straubenmüller sich nicht dazu eignete, sogar die der Frau Gerst auf deren Vorschlag hin um. Und bald darauf

schwebte seine lange, etwas drollige Figur mit dem schmalen, gebräunten Antlitz, der steifen, billigen Brille, dem breiten Mund und den prachtvollen gesunden, kräftigen Zähnen hoch oben im durchsonnten, von Ätherblau zerklüfteten Geäst zwischen Himmel und Erde.

Die schöne Witwe beschattete die Augen und schaute lachend zu ihm empor. Frau Straubenmüller aber streckte ihren wohlgenährten Bauch weit in den Raum hinaus, behielt den Mund offen und ermunterte den Zimmerherrn einmal um das andere, nur ja keine Sparsamkeit walten zu lassen, dafür aber um Gottes willen doch recht achtzuhaben, daß keine der Kirschen in der hochnobeln Schürze der Frau Gerst zerdrückt würde. Das Ablassen der Leiter bot einige Schwierigkeiten, und schon wollte man das Gerät bis zur Rückkunft des Straubenmüller aus der Gasfabrik am Baume stehen lassen. Das wollte aber Kiene um keinen Preis zugeben. Er handhabte vielmehr eine ganze Menge kraftvoller Reden. Aber es gelang ihm doch nicht, das Gerät ohne Beihilfe, wie er sich gebrüstet hatte, niederzulegen. Erst als die Frau Straubenmüller mit ihren großen Schuhen die unteren Enden der Leiter anhielt und die hübsche Witwe in der Angst, Kienes Kraft möchte nicht hinreichen, noch herzusprang und dicht neben ihm herzhaft zufaßte, gelang die Arbeit.

Es war das erstemal, daß eine reife, schöne Frau ihm so nahe war. Und ein seltsames, nie gekanntes Gefühl brannte in ihm.

„Herrje! Sie lassen die Leiter noch fallen!" rief die Witwe.

„Nur nicht bange", sagte er jedoch mannhaft und plötzlich ruhig, indem er sich tüchtig aufstemmte und nun wie ein fertiger Held die Leiter niederlegte. Man plauderte dann noch eine Weile, bewunderte die köstlichen Früchte und nahm freundlichen Abschied.

Von nun an traf Melchior Kiene die nachbarliche Witwe hin und wieder. Er grüßte sie allemal lebhaft, und wenn es sich schickte, wechselte man ein paar Worte. Auch von seinem Fenster aus nickte er ihr bei Gelegenheit ein „Guten Morgen" oder „Guten Tag" über den Garten hinüber zu.

Nach einigen Wochen begegnete er der Witwe und ihrer Nichte Elisabeth auf einem einsamen, vom Verschönerungsverein neu angelegten Waldwege, wo er scharf studierend auf und ab wandelte. Den Damen zu Gefallen steckte er sein Buch ein und setzte sich, nachdem er zuerst eine Weile plaudernd dagestanden hatte, zu ihnen auf die etikettierte Lattenbank, in deren Hintergrund junge Weißtannen mit hellgrünen Zweigen und zarte Lärchen mit hängenden Haaren sich lieblich mischten.

Es war ein sonniger Tag.

Frau Gerst erschien heute jugendlicher denn je in ihrem blaugrünen Tupfenkleid und dem mit Margueriten geschmückten Sommerhut. Sie gab sich ganz ungezwungen. Im Verlauf der Unterhaltung nahm sie sogar ihren hübschen Hut ab und bat Kiene, denselben an eine nahe dürre Baumgabel aufzuhängen und fragte ihn dann scherzend, wie ihm nun ihre neue Frisur gefalle. Er geriet in ordentliche Verlegenheit, denn er hatte keinerlei Veränderung wahrgenommen. Da ward er gehörig ausgelacht und verspottet. Ein kameradlicher Ton kam in die Unterhaltung. Und schließlich glitt das Gespräch wie von selber auf die Liebe über. Frau Gerst erzählte aus Schalkerei vom Bräutigam ihrer Nichte Elisabeth, den sie als einen wortkargen Finsterling bezeichnete, welche Schilderung die Nichte dann mit hochroten Wangen widerlegte. Selbst vom Küssen redete man.

Ob er auch schon eine Frau geküßt habe? ward Melchior Kiene geneckt.

Mit dem besten Gewissen der Welt konnte er diese Frage verneinen. Dagegen gestand er den beiden Damen seine Neigung zu Gretchen und brachte auch die bis heute vorliegenden fünf Ansichtspostkarten aus der inneren Rocktasche zum Vorschein.

„Wie alt ist dieses Fräulein Gretchen?“ fragte Frau Gerst.

„Ungefähr neunzehn", antwortete er und ward plötzlich einsilbig.

„Groß? klein? blond? schwarz? blaß? oder rotwangig? So erzählen Sie uns doch ein bißchen davon", sagte die schöne Witwe.

Er war in solchen Dingen kein Meister. Das Bildnis, das er von Gretchen entwarf, entsprach in keiner Weise den Eindrücken, die er seit jener Tanzstundzeit mit sich herumtrug.

„Übrigens ist der Weg noch so weit und der Erfolg noch so unwahrscheinlich, daß ich selber noch gar nicht ernsthaft daran gedacht habe", schloß er.

„Nach diesen Karten zu urteilen, dürfen Sie bloß zugreifen", behauptete die blonde Nichte.

Er schürfte mit seinem rechten Fuß über den Sand auf dem Boden hinweg, senkte die Blicke dorthin und sagte: „Zunächst ist mein Examen ja meine einzige Sorge."

„Wo ein Wille ist, ist noch jedesmal ein Weg gewesen", sagte die Witwe, aller Hoffnung die Tore öffnend.

Aus blitzenden Zähnen erzählte er dann auf dem Heimweg von seinen Plänen und der vor ihm liegenden Zukunft. Auch seine gegenwärtige Kümmerlichkeit bekannte er mit gutem Humor.

Und als nun bei der Verabschiedung die weiche und, wie ihn dünkte, federleichte Hand der schönen Frau

Gerst in der seinen ruhte, ließ er sich nicht schlecht finden, sondern drückte sie warm und kräftig. Zu Hause aber setzte er sich nach einem kärglichen Abendbrot an seine Bücher und studierte, das pochende Gewissen befriedigend, bis der erste Hahn krähte. —

Drei oder vier Tage hindurch sah er die Damen nicht. In einer Art von Heimweh richtete er deshalb an seine Hausfrau gelegentlich die Frage, ob die Herrschaften in der Villa drüben verreist wären. Frau Straubenmüller verneinte dies und fügte hinzu, daß die Magd wie immer die Milch geholt hätte, daß Frau Gerst selber ihr noch gestern mittag ein Bukett Rosen über den Zaun hinweg geschenkt habe, daß diese Frau Gerst überhaupt die liebenswürdigste Frau der Welt wäre und daß ferner auch die Nichte ein Fräulein wäre, wie man es sich reizender nicht vorstellen könne. Übrigens habe der Bräutigam des Fräuleins sich unerwartet zu einem Besuche angemeldet.

*

Da war nun auf einmal die Gelegenheit gekommen, den Herrn Nachbar Kiene für einen Sonntagnachmittag einzuladen. Dieser Sonntagnachmittag aber war wie geschaffen dazu, in Gesellschaft zu verweilen und gemeinsam die Zeit zu vertun; denn es regnete unaufhörlich, und die zähen Wasserfäden hingen so greifbar in der Luft, daß man hätte glauben können,

die Übermillionen Wesen im Himmel oben hätten alle zu gleicher Zeit das Angeln angefangen. Kiene ging bei diesem Wetter nicht einmal zum gewohnten Mittagstisch, sondern erbat sich von seiner Hausfrau drei hartgesottene Eier, die er mit dem vertrockneten Kipfbrot, das er in der Tischschublade verwahrte, während des Studiums verzehrte. Als die neben den Büchern liegende Taschenuhr ein Viertel vor drei Uhr zeigte, verließ er seine Dachkammer, in welcher eine ungastliche Regenkühle herrschte, die einem mit feuchten Fingern die Haut berührte.

Er drückte kräftig auf die Klinke am Agavengitter und erstieg die Steintreppe des Gartens, mit seinen langen Beinen immer zwei oder drei Stufen auf einmal bewältigend. Die Räume der Villa aber waren so behaglich durchwärmt, daß er im Angesicht des Bräutigams und noch ehe derselbe ihm richtig vorgestellt ward, in allerlei Ausdrücken seinem Vergnügen freien Lauf ließ. Der Bräutigam war in der Tat etwas steif und hölzern. Ernst und Gemessenheit lagen auf seinem von einem breiten, dunklen Vollbart umrahmten Antlitz. Kiene, der doch, wie er wußte, um etliche Jahre älter war, kam sich neben diesem gereiften Manne beinahe kindisch jung vor. Zum Überfluß verharrte der Bräutigam dem angehenden höheren Beamten gegenüber, von dessen Gelehrsamkeit und Zukunftsherrlichkeit er sich schon

so viel hatte erzählen lassen müssen, in einer Art demütigem Respekt, während das frische, drollige Wesen Kienes nun in aller Köstlichkeit glänzte.

Man trank Kaffee.

Elisabeth versorgte den Bräutigam. Und Frau Gerst verpflegte Herrn Kiene, der nebenher seine entzückenden Ungeschicktheiten beging.

Wie von selber bildeten sich allmählich zwei Parteien, die zwar beide gemeinsam der Freude huldigten, aber auch ihre eigenen Wege hatten.

Melchior Kiene war ganz gefangen von all der Behaglichkeit an der Seite der blühenden Frau Gerst. Dem Kaffee folgte ein Glas Rheinwein, der einem wie Heuduft ans Gemüt griff und allerhand Einfälle ins Herz legte.

Der Regen hatte aufgehört. Eine heiße, kleine, weiße Sommersonne stand jetzt auf einmal am Abendhimmel. Warme Düfte schlugen in schweren Wellen durch die geöffneten Fenster vom Garten herein. Man roch sogar ein irgendwo in der Ferne in der Sonne bratendes durchnäßtes Heu, und über allem schwebte der Duft der Holunderbüsche. Kiene schlug einen Gang durch den Garten vor.

Als dann Elisabeth ihrem Bräutigam zum Scherze fortlief und der ernste Engelbrecht in steifen, komischen Sprüngen die Braut einzuholen trachtete, tat das andere Paar ein Gleiches.

Wie ein wirbelnder Sommerwind floh die schöne Witwe mit rauschenden Kleidern vor ihrem Verfolger her, der sie trotz seiner langen Beine nicht erhaschte. Er jagte ihr um die heiß duftenden Holunderbüsche nach und sprang im Eifer über die Blumenbeete hinweg, aber sie rettete sich immer wieder durch irgendeinen kecken Entschluß und warf ihm dann ein siegreiches Lachen entgegen. So waren sie bis in den oberen Teil des Gartens gekommen.

Da erreichte er sie plötzlich wider Erwarten hinter einer Gruppe junger Tannen. Sie stieß einen kurzen, hellen Schrei aus. Er aber hielt sie fest und preßte sie an sich.

Da hob sie ihr glühendes Antlitz mit den bebenden Lippen zu ihm auf. „Ist doch nicht so leicht gewesen, Melchi?" hauchte sie.

Unwillkürlich schaute er sich um, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß keine fremden Blicke störten, zog er sie selig an sich, beugte sich zu ihr und küßte ihren süßen, reifen Mund, bis ihm die Sinne schwanden.

*

Die Weisheit hat ein ernstes Gesicht, und die Liebe liebt das nicht.

Kiene hielt zwar immer noch mit halsbrecherischem Willen an der gewohnten Tagesordnung fest, aber die alte, stolze, unbesiegliche Unerschütterlichkeit eignete

ihm nimmer. Mitten im zähen Studium huben die Gedanken das Flüchten an und stürmten wie im Tanze fort. Dann erschien gerade Frau Ottilie wieder zufällig am Fenster, ein Buch lesend oder ein farbiges Tuch schüttelnd oder ihren blühenden Arm hochhebend, um einen Flügel zu öffnen. Und dann grüßte und winkte er, ohne sich lange zu fragen, ob es schicklich wäre oder nicht.

In ruhigeren Stunden legte er sich selber das Neue ungefähr also zurecht: Er war in gewisser Hinsicht und auf eine gewisse Art ziemlich stark verliebt in die wunderbare Schönheit der Frau Ottilie, allein er dachte selbstredend mit keinem Gedanken daran, die nach ihrer eigenen Aussage ihn um fünf Jahre an Alter übertreffende Witwe etwa ernsthaft an sich zu ketten. Frau Ottilie aber dachte wohl noch weniger an solche Möglichkeiten. Das lag alles klar auf der Hand. Er beantwortete nach wie vor Gretchens Ansichtskarten und ward, wie um sich dadurch vor etwas Drohendem zu schützen, in seinen Ausdrücken sogar noch wärmer als ehedem. Wenn er sich jedoch jenes berauschenden Kusses im Garten erinnerte, stieg ihm alle Seligkeit ins Herz. — — — — — — —

Frau Ottilie aber blühte jetzt noch einmal wie eine späte Rose in die Welt und alle Wolken hinein, ohne danach zu fragen, was daraus werden sollte. Schon in einigen Tagen schuf sie wieder eine holde

Gelegenheit. Da fiel er heiß und wild über sie her und küßte sie ohne Ende.

Und da sie den Frühling lebten, mußte der Sommer von selber kommen . . .

Das Examen aber ward nun völlig aufgegeben. Und schon empfing der verkrachte Student von seinen Eltern und den Schwestern Briefe voll Tränen und Beschwörungen: er solle doch um Gottes willen von dieser schlechten Frau lassen und nicht sich selber und die ganze Familie in den Abgrund reißen.

Doch das war alles einfältig! Frau Ottilie war nicht schlecht, jedenfalls nicht schlechter als er selber. Die blinden Schwestern taten ihr da bitter unrecht. Und vollends lächerlich erschien der Schritt der Schwestern, die Hilfe Gretchens anzuflehen, sie möge doch den unseligen Bruder von seinen Abwegen zurückbringen! —

Da brachte, freilich reichlich spät, eine plötzliche Krankheit rasche Änderung. Die schöne Frau Ottilie litt nach einer glücklich verlaufenen Operation Monate hindurch im Krankenhaus. Das genossene Glück aber lag so fern hinter ihr, als ob es nie wahr gewesen wäre. —

Kiene, der unterdessen, da von keiner Seite mehr eine Unterstützung eintraf, in einer Kanzlei jämmerliche Dienste tat, wagte es nicht einmal, sie zu besuchen. Noch viel weniger getraute er, der reinen

Nichte Elisabeth unter die Augen zu treten. Er wollte sich jetzt nur noch das Reisegeld verdienen, um die Stadt und alles zu fliehen!

Aber immer noch nicht besaß er die Kraft dazu, und litt. Eines Tages, als Frau Ottilie bereits wieder genesen war, schlich er auf einem verstohlenen Grasweg oberhalb der Villa auf und ab und harrte in atemloser Erwartung, bis die schöne Witwe endlich, auf den Arm ihrer Nichte gestützt, einen breiten Schal um die spitzen Schultern gelegt, langsam, bleich, still, niedergedrückt und — alt! alt! den Weg nach einer nahen Gartenbank einschlug. — — — — — —

Er hätte sich aufhängen mögen, wenn er nicht den Eltern und Geschwistern sein Blut geschuldet hätte.

Freund Johannes

Es war doch recht nett von meinem einstigen Schulkameraden Johannes Kielwein, daß er einmal aus seinen Himmeln mit etlichen Flaschen Tiroler im Handkoffer in meine Armseligkeit herniederstieg. Er kam mit dem D-Zug an und winkte mir schon von ferne aus dem Wagenfenster zu. Nachdem der erste gegenseitige Schreck über Aussehen und Aufputz und dergleichen verwunden war und wir uns begrüßt hatten, fuhren wir zusammen in einem gemieteten Kraftwagen nach meiner Wohnung im alten Kornhaus, dem „Weißen Bock" gegenüber. Zu Haus angekommen, packte Freund Johannes dann seinen geblähten Handkoffer aus. Auch die freundlichen Reisegeschenke fanden meinen stillen und, wie es sich gehört, auch lauten äußeren Beifall. Wir wurden im Laufe des Abends alle zusammen ordentlich warm. Meine Frau bekam von dem guten Kuchen des Freundes ihres Mannes einen ganz süßen Mund, so wie damals im Maien, als wir noch jung waren. Meine Schwiegermutter hielt einen nicht einmal schlechten Vortrag über die Qualitäten des Prager Schinkens. Und ich selber küßte schließlich mit den Augen bald mein schwer und dunkel funkelndes gefülltes Weinglas, bald die schön rasierten, beinahe

durchsichtigen Wangen des lieben Freundes Johannes. Es war so recht ein Hauch von Glanz und Lebewelt, der durch unsere enge Stube wehte, im Schatten der Ampel mitschwang und unser Blut verdünnte, so daß unsere vertrauten alten Möbelstücke allmählich ganz merkwürdige steife und feierlich demütige Gesichter aufsetzten.

Dann packte der Freund Johannes noch sein großes Leben vor uns aus und erzählte, bis die Nacht draußen ganz weiß wurde und zuletzt für Gottes Äcker und Wiesen samt Lerchen und Schmetterlingen kein Plätzchen mehr frei blieb vor lauter Theatern, Zirkushallen und Kaffeehäusern und Konzertsälen und Winter- und Sommerfrischen und Rennplätzen und Rodelbahnen.

„Mensch, du hast wohl schon Schlaf?" lachte der Freund Johannes, als ich das erstemal während seines Redeflusses die Hand vor den Mund hielt und beträchtlich gähnte. „Sag mal, wann legst du dich denn eigentlich für gewöhnlich zu Bett?"

„Um neune, manchmal auch schon um achte", gab ich etwas kleinlaut zur Antwort.

„Mensch, dann schläfst du ja mehr als du lebst", lachte Johannes, und meine Schwiegermutter nickte heftig mit dem Kopf dazu. Alsdann fuhr der Freund wieder fort zu erzählen, stieß zwischenhinein mit uns an und erhielt uns mit Mühe munter. Mir fiel es auf, daß er beinahe alle fünf Minuten sein Taschentuch

der Tasche entnahm, es sorgfältig ausbreitete und seinen Kneifer damit reinigte.

„Ihr schlaft, wie mir scheint, überhaupt alle viel zuviel“, sagte Johannes, als nun auch meiner Frau einmal ein Gähnen entwischte.

„Es ist wahr,“ bestätigte ich, zwischen den Zähnen ausatmend, „wir sind aus Not die reinsten Murmeltiere geworden.“

Nach einer Weile mußte ich meiner Frau mit dem Knie einen Stoß geben und meiner Schwiegermutter unsanft auf den Fuß treten, nur um mein Hoch auf den liebenswürdigen Johannes ausbringen zu können. Es half alles nichts. Wir gähnten immer wieder der Reihe nach, bis uns schließlich die Augen zufielen und die Köpfe zu schwer wurden. Und ich weiß es heute noch nicht, ob es Traum oder halber Schlaf oder ganze Wirklichkeit gewesen, als ich den Freund Johannes stille lächelnd aufbrechen und auf den Zehen leise zur Tür hinausschleichen sah, sein Gasthofbett aufzusuchen. Jedenfalls erwachte ich erst durch das Geschrei eines unserer Kinder. Ich schaute mich um, so gut ich es konnte, denn meine Frau hatte den Kopf auf meine Schulter gebettet. Großmama aber hatte ihren müden Oberkörper der Tischplatte anvertraut und blies, ihrer Gewohnheit gemäß, den Atem piepsend über das anmutige Seengebiet verschütteter Weintropfen hinweg. Der Tag graute

bereits, und trüb und gelb und klein und einsam blickte das Licht unserer Stubenampel darein.

Wir machten uns also, da es zum Glück ein Sonntag war, mit schweren und doch leeren Häuptern gleich alle ins Bett, um unsere Müdigkeit und Schande wegzuschlafen. Aber es gelang nicht. Ich wenigstens sah im Halbtraum immer nur den Freund Johannes mit seinen kostbaren Ringen an den beiden kleinen Fingern, mit dem goldenen Hufeisen auf der Kragenbinde; sah, wie er den Kneifer reinigte und prüfend vor die Augen hielt, und hörte kopfnickend zu, wie er erzählte von einem mir seltsam fernen, glanzerfüllten, vielbewegten, rauschenden Leben.

Wir stritten noch manchen Abend darüber, ob der Freund uns wirklich so heldenhaft und schelmisch verlassen, oder ob nicht wenigstens eines unter uns ihm zum Abschied leise zugenickt hatte. Das gab ziemlich viel Stoff für die nächste Zeit, so daß wir eine Weile hindurch am Abend länger als gewöhnlich aufblieben. Doch nach Verlauf einer Woche war auch dieses Thema gründlich ausgeschöpft. Und da wir dreie in den vielen Jahren alles irgendwie Redenswerte bereits hundertmal miteinander geredet haben, so verfielen wir wieder in unsere alte, übliche Gewohnheit und krochen also wieder mit unseren Kindern und des Nachbars Hühnern zu Bett wie ehedem. Weil ich indessen von Haus aus keine Ruhe habe,

bis ich für meine Handlungen, und wären sie noch so sonderlich, irgendeinen zureichenden Grund gefunden, so dachte ich noch manches Mal über das, was man gemeinhin als „Lebewelt" zu bezeichnen pflegt, ein wenig nach. Und ich könnte nun, wenn ich gelehrt genug wäre, ein Buch darüber schreiben. Jedenfalls aber schäme ich mich meiner verschlafenen Stunden nun doch nicht mehr. Denn es sind, wie ich rückschauend gefunden habe, viele darunter, die an Wert und Kostbarkeit sich mit den besten der wachen wohl messen können. Es sind Stunden darunter, in denen zwischen Schlaf und Tod wundersam schöne und doch so natürliche, wohlige Brücken schwebten, daß es mir oft förmlich leid tat, wieder umkehren und ans diesseitige Gelände herüber zu müssen. So habe ich im Schlaf den Tod gleichsam tropfenweise zum voraus gekostet und dabei eine so innige Bekanntschaft mit ihm geschlossen, daß ich ihn, wenn es einmal im Ernst gilt, wohl nimmer zu fürchten brauche. Ist es mir daher zu verdenken, wenn ich mich bisweilen mit der Überzeugung zu Bett lege, daß gerade meine Welt trotz aller Armseligkeit so recht die eigentliche Lebewelt sei, und daß ich selbst noch im Schlafe eine zum mindesten ebenso wichtige Beschäftigung betreibe wie die auserwählten Menschen draußen in der großen Welt, die, wie man so sagt, das Leben in vollen Zügen trinken?

Eine Hochzeitsreise

Das nannte sie nun eine Hochzeitsreise.

Sie hatten in Titisee zum erstenmal übernachtet. Und er hatte gedacht, man werde nun gemütlich ausschlafen, dem Wirt das Frühstück schenken und dann so um die Mittagszeit herum zu einem kühlen Glase Pilsner in die untern Räume hinuntersteigen. Er hätte sich dann noch ein halbes Stündchen auf einen Balkon oder eine Veranda oder was sonst an Bequemlichkeit da war, gesetzt und vor dem Mahle eine Festzigarre in die gute Luft hinausgeraucht.

Er hatte sich alles so schön vorgestellt und sich schon am Abend zuvor auf diese Freuden gefreut.

Er war ein hartnäckiger Raucher.

Und er machte vor niemanden ein Geheimnis daraus. Er schätzte ein Gericht guten Tabaks nach Gebühr. Daran hatten auch die Verlobung und die Vermählung nichts geändert, und auch die Hochzeitsreise nicht. Sonst hätte er nicht heute nacht vom Rauchklub träumen können.

Und Euphrosine hatte während seiner Frühzigarre so hübsch Zeit gehabt, ihre Erlebnisse aufzuschreiben. Er hatte gar nichts dagegen. Die Geschichten, die sie so niederschrieb, trugen ihr dann und wann ein

paar Goldstücke ein. Wenig genug war es freilich, was sie eroberte. Aber sie war eine Frau von Namen. Ihr Porträt befand sich in soundso viel Katalogen und Büchern, und wenn sie irgendwo erkannt wurde, drehten die Herrschaften die Köpfe nach ihr, wurden leise im Gespräch und entfalteten ihre Bewunderung. Das war alles, wie es nun einmal war. Er hatte gar nichts dagegen, gegen den Ruhm nichts und gegen das bißchen Geld nichts.

Namentlich das Geld verwarf er nicht.

Das tut kein verständiger Mensch, auch wenn er kein Kaufmann ist. Und Hugo war doch Kaufmann und besaß einen kleinen Eisenladen.

Aber diese Frühzigarre, um die er betrogen war, ärgerte ihn. Gestern abend hatte Euphrosine doch selber erklärt, man werde erst im Laufe des Spätnachmittags von Titisee aufbrechen und ganz langsam in der Kühle dem Feldberg zuwandern und im dortigen Hotel ein gutes Abendbrot einnehmen. Nun war sie bereits um fünf Uhr aus den Federn gesprungen, hatte ihm die Augen geküßt und ihn geweckt und ihm, noch ehe er die Lider aufgebracht hatte, einen Fahrplan hingehalten. Um halb sieben gehe von hier ein Auto weg, um sieben schon sei man in Schluchsee und um acht in Sankt Blasien! Was waren ihm Schluchsee und Sankt Blasien!

Es hatte alles nichts genützt.

Er hatte schließlich das schöne Bett mit dem kalten Kraftwagen vertauschen müssen.

Es ist ja wahr: es war heute das erstemal, daß er in einem solchen Wagen saß — Euphrosine übrigens auch —, und es ließ sich nicht leugnen, es war in der Tat ein gewisses Hochgefühl, das man in diesem Fuhrwerk genoß. Es war wirklich sehr hübsch, zu beobachten, wie der Staub in Wirbeln auf der Straße tanzte, wie er die Karren und Kutschen einhüllte und in die Waldwiesen hinunterwehte. Es war sehr hübsch, die grimmigen Gesichter der Fuhrleute mit einem herrenhaften, gütigen Lächeln zu vergelten und ihre schauerlichen Flüche als der bessere Christenmensch mit verdienstlichem Verzeihen anzuhören. Doch zu all dem genügte von Zeit zu Zeit ein Blick durchs Fenster; aber man konnte doch nicht in einemfort seine Augen in den Staub nageln und hier, wie Euphrosine, graue Schlangen und einen großen Vogel mit wehendem Gefieder und ein Heer juckender Höllenmännchen und Gott weiß was alles in den Sandwolken entdecken. Zudem saß man nicht allein im Wagen. Der Raum war im Gegenteil dicht gefüllt, und die Leute nebenan hatten alle ebenfalls zwei Augen, die die Staubwirbel und die Fuhrleute und die juckenden Männchen gerade so gut sehen wollten. Für Euphrosine schienen diese reisenden Mitmenschen nicht auf der Welt zu sein. Sie hatte alles und jedes

um sich her verloren, starrte nach dem Wolkenschweif hinaus und sprach von ihrem Vogel und den Höllenmännchen.

Aber so viel Geistesanwesenheit hatte sie doch noch besessen, um die Bemerkung einzuschalten: „Du wirst doch hier nicht etwa rauchen wollen, Hugo? Bestenfalls müßtest du zuvor die beiden Damen dort um Erlaubnis angehen." Er hatte die Zigarre lieber wieder eingesteckt und sich zurückgelehnt und in Schweigen gehüllt und auch die wohlgemeinte Frage des gemütlich ausschauenden Nachbars mit dem Spitzhut: „Werden Sie in Schluchsee aussteigen?" mit einem einsilbigen Nein beantwortet.

Nun war man dort und sah den dunklen See unten liegen, und nun wollte sie plötzlich, allen Plänen entgegen, in Schluchsee anhalten, und rund ums Wasser wandern und dann im Hotel oben Mittag halten und gegen Abend hin ein Bad nehmen.

Er stand als ein regelrechter Lügner vor dem Mann mit dem Spitzhut.

Der Tau sei hier so einzig herrlich, und alles Gras sei lauter Silber, hatte Euphrosine nun wieder gefunden.

Nach dem Mittagsmahl hatte man in dem kleinen schattigen Garten der nahen Konditorei Platz genommen und war mit einer Hamburger Familie in ein Gespräch geraten und dabei wieder einmal ent-

deckt worden. Nun hatte das Geflüster wieder eingesetzt, und die bewundernden Blicke waren wieder an Euphrosinen auf- und niedergeklettert wie die Engel an der Jakobsleiter.

Er selber war dabei die reine Null gewesen. Ein kleiner Backfisch, der ihn in vielem an Friedel erinnerte, hatte ihn sogar ganz offen bemitleidet.

Euphrosine aber hatte, um die wundergernen Herrschaften in dauerndem Hochrespekt zu erhalten, hohe Töne angeschlagen.

Sie hatte auf die Stadt, in der sie nun doch nach der kurzen Hochzeitsreise für lange oder für immer wohnen würden, herabgesehen wie der Adler auf ein Lerchennest, daß die Herrschaften nur so an ihr emporgeschaut hatten, und daß der kleine Backfisch von neuem sein tiefes Beileid geäußert hatte. —

Gegen Abend hatten sie im See gebadet, er in der Zelle, weil er nicht schwimmen konnte; Euphrosine aber hatte sich gleich einer Nereide ins minnende Blau gestürzt, wie sie sagte, und hatte ihr rotes Kostüm tosende Triumphe feiern lassen, wie sie sagte.

Gottlob war man tags darauf im Wagen mit dem Höllenschweif in der Richtung Sankt Blasien abgedampft. Daß man dort, wie geplant war, einige Tage rasten und rauchen werde, glaubte er nach all dem Bisherigen ja nicht mehr.

In Sankt Blasien stand auch an der Haltestelle bereits ein zweistöckiger, vierspänniger, gelber Postwagen, wie man ihn noch nie gesehen hatte, Hugo nicht und Euphrosine nicht, und den man natürlich, da er allsogleich ins wundervolle Albtal fuhr, in Eile besteigen mußte.

Ein Glück noch, daß Hugo in Schluchsee ein bißchen Schinken und ein Tröpfchen Kognak zu sich gesteckt hatte. Auch war Euphrosine diesmal so vernünftig, ihm den lustigen Platz beim Postillon oben anzuraten. Man merkte es deutlich, sie hätte sich selber am liebsten dorthin gesetzt, und nur dem Umstande, daß der Postillon und der Postbote, die rechts und links des freien Platzes aufstiegen, Leute mit rauhen, abwehrenden Mienen waren, hatte er die Gelegenheit zu danken.

Er verabschiedete sich von Euphrosinen und half ihr in den Wagen.

Dann erklomm er frohgemut seinen Hochsitz, verteilte nach rechts und links ein paar Zigarren und begann, den Rauch vor sich hinzublasen.

Es war ein wirklich schöner Anblick, wie sie jetzt da oben selbdritt ein blaues Wölkchen erschufen und es den hellen Lüften zum Spiel überließen.

Gleich in dem ersten Gehöft hielt das Kaiserliche Fuhrwerk am Wirtshause still. Der Postbeamte zur Linken sprang vom Sitz, übergab und übernahm

beim Gastgeber und Posthalter die Briefschaften, trank einen halbamtlichen Stehschoppen in der Wirtsstube und brachte darauf dem Postillon zur Rechten ein, wie es schien, ebenfalls halbamtliches Kirschwasser. Der Fuhrmann lehrte das Gläschen in einem einzigen Schluck. Dann zog er die Zügel an, schnalzte mit der Zunge und vollführte mit der Peitsche ein Geplätscher, in dem viel elegante Kunst und nicht wenig Stolz zum Ausdruck kam. Hugo fragte den Postbeamten, wie lange die schöne Fahrt noch dauern würde, und ob noch viele solcher Haltepunkte zu erwarten wären. Die Antwort lautete tief befriedigend. Hugo überließ sich nun ganz dem Genusse der Zigarre, dem lieblichen Geklingel des Geschirrzeugs und der Freude auf die nächstfolgende Haltestation. Hier aber entstieg Euphrosine dem Wagen, ließ sich mit dem Postillon in ein langweiliges Gespräch ein und fragte ihn über den lackierten, steifen, buschgezierten Filzhut der Länge und Breite nach aus. Dann brachte sie den Wunsch, mit Hugo den Platz zu tauschen.

Was wollte er machen?

Er war ein einfacher, unberühmter Mensch und hatte eigentlich bloß der Zigarre wegen hier oben gesessen. Euphrosine hingegen konnte hier wertvolle Eindrücke sammeln und an der Ewigkeit bauen helfen, wie sie zu sagen pflegte.

Er zertrat also seine eigenen Schmerzen und opferte sich. Dafür ward ihm die Freude, im Wagenraum von seiten eines alten Herrn als der Herr Gemahl der großen Frau gefeiert und begrüßt zu werden und sein ganz uninteressantes Gesicht dem Studium der hohen Herrschaften widmen zu dürfen. Er warf seine Zigarre zum Fenster hinaus, um sich nicht lang entschuldigen zu müssen.

Dann schloß er die Lider und heuchelte einen Schlaf, den er nicht hatte, und eine Müdigkeit, die nicht in ihm war. An den Haltepunkten öffnete er die Augen, gähnte wie die anderen und nickte, wenn über die lange Fahrt geklagt wurde.

In Waldshut nahm man natürlich den nächsten Zug und fuhr eilends gegen Schaffhausen, wo man in der Bahnhofwirtschaft notdürftig speiste.

Er hatte es fest im Sinn gehabt, von nun an seine Einwände geltend zu machen und wenigstens da und dort seinen eigenen Willen hochzuhalten. Aber schließlich war man ja auf der Hochzeitsreise und in den Flitterwochen, und ein wenig Anstand und Ritterlichkeit besaß er doch schließlich auch. Euphrosine aber war die Frau mit dem berühmten Namen. Er fügte sich also, wenn auch schwerfällig und ungern.

Am Rheinhafen unten legte sich Euphrosine auf die einzige dort aufgestellte Lattenbank nieder, um die anderthalb Stunden bis zur Abfahrt des kleinen

gichtbrüchigen Dampfers zu verträumen und sich nachher frisch gestärkt den neuen Genüssen hingeben zu können.

Hugo saß ihr zu Häupten, rauchte eine Zigarre und hielt im Angesicht einer schaulustigen Menge die stille Wache. Wie ganz anders wohl die Reise sich gestaltet hätte, wenn er die nette Friedel gefreit hätte!

Er wußte es gewiß, dann säße man heute noch in Titisee oben.

Warum hatte er eigentlich damals nicht fröhlich zugegriffen?

Friedel war eines Bäckers Tochter, gewiß; aber es gab weder ein geistliches noch ein weltliches Gebot, wonach ein Bäckerskind immer wieder einen Bäcker ehelichen müßte. Und Friedel hätte sicherlich ebensogut Drahtstifte wie Semmeln verkaufen können. Warum hatte er nicht ...?

Je nun! Getan war getan.

Er öffnete seinen Schirm, um Euphrosinen gegen die Sonne zu schützen und den vielen Blicken den Weg zu versperren. Dann ergab er sich wieder seiner Zigarre.

Euphrosine schlief tief.

Sie träumte von einer seltsam schönen Landschaft, von Bäumen mit weißen Stämmen, von milchigen Bächen ... Da erschien plötzlich von irgendwoher Hugo.

Er kam ihr linkisch und bäurisch vor, und sie war daran, sich seiner zu schämen.

Die Schiffsglocke weckte sie plötzlich.

Aber noch auf dem Dampfer stand sie unter dem Einfluß ihres Traumes.

Silberne Möwen umflogen das Schiff.

„Sieh mal, Hugo, das Spiegelbild der Möwen dort im Wasser."

„Sehr nett", sagte er, ohne dabei etwas zu denken.

Euphrosine wandte sich leise zur Seite und starrte ins Wasser.

Hugo rauchte eine neue Zigarre und war im Herzen dankbar, daß sie hier noch von niemand erkannt worden waren. Dann unterhielt er sich noch ein Weilchen mit der Friedel.

„Woran denkst du, Hugo?"

„Ich?"

„Ja freilich."

„Woran ich denke?"

„Ja freilich."

„Offen gestanden, an gar nichts. Ich rauche meine Zigarre, wie du siehst, und betrachte den Rhein."

„Wirklich?"

„Was sollte ich sonst tun? Nun sieh bloß mal das Bild jenes Kirchturms im Wasser unten. Zuerst sieht man den richtigen Turm am Ufer oben; dann sieht man unter ihm einen umgekehrten im Wasser

hängen und dann, und das ist mir wirklich neu, noch einen dritten, der mit der Spitze die des zweiten berührt und wieder aufrecht im Wasser steht."

„Hast du mich wirklich lieb, Hugo?"

„Selbstverständlich, Euphrosine! Wie magst du nur so fragen?"

„Nun, weil wir doch auf der Hochzeitsreise sind."

„Du hast recht. Ich hab' dir so vieles zu danken, und ich bin deiner nicht wert."

„Das ist nicht wahr, Hugo."

„Doch, das ist wahr. Aber sag mal, bis wohin fahren wir heute eigentlich, und wo werden wir nachtmahlen?"

„Nachtmahlen?"

„Ja!"

„Woher hast du dieses Wort?"

„Dieses Wort?"

„Ja."

„Wenn ich das gleich wüßte. Wahrscheinlich hab' ich es mal irgendwo gelesen, und jetzt ist es mir so herausgefahren."

„Das Wort ist übrigens richtig."

„So, das freut mich. Wo nachtmahlen wir also?"

„In Stein am Rhein, denke ich."

„Warum gerade in Stein am Rhein?"

„Weil ich dort noch nie gewesen bin."

„Soll dort ein gutes Hotel sein?"

„Das weiß ich nicht, aber ein Waffensaal mit wundervollen Glasgemälden ist dort."

„So. Aber heut abend können wir diese Glasgemälde doch nicht mehr besichtigen."

„Nein, aber morgen früh um so gründlicher." Er gähnte fürchterlich.

„Wir werden noch manches miteinander durchzumachen haben, Hugo", sagte sie.

„Ja, aber getan ist getan", sagte er gutmütig.

Nun mußte sie beinahe lachen. Ein seelenguter Mensch war er doch . . .

Der vergiftete Weihnachtsengel

Wir müßten dies Fest der großen, gottvollen Hoffnungsruhe erfinden, wenn wir es nicht schon hätten. Und wer wir auch seien, es wird keinen unter uns geben, in dessen Brust dieses Gefühl nicht in irgendeiner Form lebte. Dieses große, wunderbare Harren der winterlichen Erde, die über ihre glänzendste Hoffnung und die größte Sicherheit, die es gibt, ein ungeheures Schweigen, einen ungeheuren Frieden breitet, wird ihre Gewalt auf das Denken der Menschheit in alle Ewigkeit nie verlieren. Wir werden nie aufhören, in einem letzten, großen, endgültigen Frieden, den die Bibel durch ihre Engel verkünden läßt, das Ziel der Ziele zu sehen.

So ist es also wohl klar, daß man damals, als ich noch jung war, in den Häusern meiner Heimat im Grunde die gleichen Weihnachten beging, wenn damals in unserer Gegend auch das Zeichen des Festes, der Weihnachtsbaum, noch sehr selten war.

Für Kinder stand damals der reiche Sankt Nikolaus fast mehr in Ehren als das bettelarme Gotteskind, das nichts an uns zu verschenken hatte.

Am Sankt-Nikolaus-Tag wanderten wir Brüder und die Schwestern mit dem größten Korb, den das Haus besaß, über das kleine Wiesenried zum Einödhof

hinaus, wo der Pate hauste und wo wir nichts zu tun hatten als zu sagen: „Guten Tag, Pate, wir möchten bloß den Nikolaus holen."

„So ist's recht. Wie geht's der Mutter? und dem Vater? Geht's ihnen gut?"

„Jawohl."

Dann ward uns von der dicken Base Butter auf ein unglaublich großes Stück Schwarzbrot gestrichen und der Bienenhonig fingerdick darauf geschmiert. Es war dies, wenn ich mich recht erinnere, das einzige Honigbrot, das wir alljährlich aßen und auf das wir uns mehr als auf die dereinstige ewige Seligkeit freuten.

„Eßt nur schön langsam und gemütlich," mußte der Pate dazwischen mahnen, „und wenn ihr noch ein neues Stück zwingt, ist immer noch der Honig dazu im Hafen." Er bemerkte wohl, daß wir blau im Gesicht waren vom Hinunterwürgen des seltenen Brotes, und war wohl der gesunden Meinung, daß man nicht gerade an einem Honigbrot zu ersticken brauchte und schon gar nicht gerade in dem Augenblick, wo der Nikolauskorb unserer wartete, gefüllt mit Nüssen, mürben Broten mit Weinbeeraugen, Trompeten, Trommeln, Pfeifen, Wintermützen, Halstüchern, Handschuhen und anderen herrlichen Dingen. „So, und jetzt nehmt ihr noch ein Honigbrot mit auf den Weg. Zwingt ihr noch eins?"

„Jawohl.“

„Und richtet an den Vater und an die Mutter einen Gruß aus. Aber macht unterwegs den Korb nicht auf; das hat noch Zeit, wenn ihr zu Haus seid. Verstanden?“

„Jawohl.“

„Und steht nicht auf dem Weg herum, bis es Nacht wird und die Riedfrau kommt und euch mitnimmt, hinaus in den Sumpf, wo schon mehr als einer hinausgewandert und nie wieder zurückgekommen ist. Verstanden?“

„Jawohl.“

Wir öffneten auf dem Heimweg den Korb auch nicht, wir stellten ihn nur beim Feldkreuz über der Kiesgrube, wohin des Paten Blick nicht mehr reichte, auf die Kniebank und hoben den Deckel ein wenig hoch, um uns zu vergewissern, ob diesmal auch richtig wieder Lebkuchen da wären und dieselben nicht am Ende gar vergessen worden waren.

Wir hielten uns auch auf dem Marsche nicht weiter auf, wir blieben bloß dann und wann ein Weilchen stehen, um mit Straßenkieseln nach dem Pfeiler einer Torfhütte zu werfen und auf den fünfzigsten Treffer einen Lebkuchen zu wetten. —

Das Christkind brachte außer Gugelhopf- und Hutzelbrot, an dem übrigens die ganze Familie teilhatte, nichts Besonderes.

Wir waren schon richtige Buben und konnten bereits prachtvoll durch die Finger pfeifen und gleich den Alten die Hände auf zwei Stunden ohne Unterbrechung in die Hosentaschen stecken, bis wir im elterlichen Haus wenigstens eine Krippe erlebten, die wir übrigens zum guten Teil selber verfertigten und zu deren Ehren wir dann in Gemeinschaft mit Mutter und Knecht und der alten Magd — der Vater ließ sich nicht zum Singen herbei — ein vielstimmiges Stille Nacht, heilige . . . sangen.

Später, als der Verkehr mit der Stadt immer reger wurde und die andere Zeit von draußen auch durch unsere Scheiben hereinblinzelte, kam so allmählich auch der Christbaum in unserer Heimat auf. Der reiche hintere Wirt vom Dorf machte den Anfang, und der Zembrodbauer folgte ihm nach und fing bereits an, dem Fräulein Tochter, das auf Weihnachten aus dem Institut heimkam, ein Gebetbuch und einen Fingerring auf den Tisch unterm Baum zu legen. „Was aber der hintere Wirt und der Zembrodbauer können, das kann man in unserem Haus schließlich auch, wenn's auch nicht so großartig ausfällt", meinte Babette, unsere alte Magd, deren Bild mir noch ziemlich gut im Gedächtnis haften geblieben ist. Wenigstens vermeine ich heute noch ihr schmales, mageres, faltiges, aber sehr gesundes Gesicht mit dem selbstsicheren, entschlossenen Mund,

das immerwährende Kopftuch und einen verwaschenen blaugrünen Rock mit großen hellen Mondtupfen und den etlichen daraufgenähten Notpflastern deutlich vor mir zu sehen.

Unseligerweise war die Mutter gerade um jene Weihnachten nicht recht wohl und lag im Bett, um nach ihrer alten Gewohnheit die Krankheit durch ein standhaftes Schwitzen zu vertreiben.

Blieb also die Zurichtung des ersten, schon zum voraus bejubelten Christbaumes völlig der alten Babette überlassen. So erstand sie denn bei einem Buchbinder in der Stadt gefärbte Oblaten mit allerhand Zeichnungen zum Ausschneiden und das nötige Gold, um Tannenzapfen und Nüsse zu vergolden. Der Oblatenschmuck geriet unter unserer im übrigen mehr geduldeten als gewünschten Beihilfe nicht einmal übel. Die Magd brachte ganz leidlich nette Schmetterlinge und schwebende rote und blaue Weltkugeln mit Sonne, Mond und Sternen daran zuwege. Auch die Nüsse und Tannenzapfen schauten ganz leidlich golden aus.

Nachdem dieser Zierat vollendet war, ging es ans Backen. Die schwitzende Mutter in der Kammer oben meinte zwar, man solle sich eben, da jegliches Geschirr und alles zum Backen Nötige fehle, ganz einfach an runde Scheiben und Brezeln und dergleichen halten.

Die alte Babette hatte es aber ganz anders im Kopf. Und was sie einmal im Kopf hatte — — — nun ja, man wußte im Hause ein Lied davon zu singen.

„Was man beim hinteren Wirt und beim Zembrodbauern fertigbringt, sollte man, meine ich, hier auch noch fertigbringen. Und wenn ich mal ein Kochbuch entlehnt und es von der Schwanwirtschaft in der Stadt bis zu uns herausgeschleppt hab', so will ich das Ding doch wenigstens probieren."

Babette holte also ihr Teigbrett von der Wand herunter und verschaffte ihren Butterteig. Sie formte mit der bloßen Hand ganz ansehnliche runde Scheiben, die sie mit einem Messer so lange ausschnitt, bis es teigene Sterne waren, und knetete so lange, bis sie eine Mondsichel auf dem Brett liegen hatte. Wenn wir Buben aber, die wir zuschauten, etwa Miene zu einem Lächeln machten, bekamen wir aus ihrer Schöpferhand gleich eine Ohrfeige und nicht die schlechteste.

Da die Sachen so gut gerieten, wagte sich die alte Magd auch an die drei Weisen aus dem Morgenland nebst den dazu gehörenden Kamelen, an die Hirten zu Bethlehem mit den Schafen und schließlich sogar an die Weihnachtsengel. Und nur eine gewisse ehrfürchtige Scheu hielt sie zurück, auch noch die heilige Familie mit dem göttlichen Kinde nach-

zuerschaffen. — Auf einer Blechplatte wurden dann die heiligen drei Könige samt Stern und Kamelen, die Hirten und die schauriggeflügelten Engel in den Backofen der einstigen Brennstube geschoben, wo zu Großelternzeiten noch Branntwein gebrannt worden war.

Natürlich durften die kostbaren Backwaren zunächst nur mit den Augen betrachtet, aber nichts davon genossen werden, so sehr auch unser Mund danach wässerig war. In einem unbewachten Augenblick pickten wir indessen eben doch ein wenig an den verlockenden Süßigkeiten herum. Sie mundeten abscheulich, ganz abscheulich. Und wir konnten sie nach dieser verbotenen Kostprobe ohne Schmerzen am neuen Lichtbaum hängen sehen. Wir erlaubten uns sogar bereits das eine und andere Scherzwort darüber.

„Wenn ihr mal die Süße auf der Zung' spürt, werdet ihr schon gescheit werden", sagte Babette.

„Wir mögen überhaupt nichts davon", gaben wir spottend zurück.

„Ich hätt' gute Lust, euch beim Wort zu nehmen, ihr Lausbuben, ihr elendigen", schalt sie jetzt.

Zur Strafe für unsere vorlauten Reden verkostete sie dann auch den ersten Butterstern selber. Sie brach ihn feierlich umständlich mit den Spitzen der Finger entzwei und führte eine Hälfte zum Mund.

Wir schauten gespannt in ihre Mienen.

„Sehr gut schmeckt's", sagte sie endlich.

Doch wir Buben sahen nur, wie sie die Haut um die Augen zusammenkniff und die Nasenflügel emporzog und niedersenkte.

„Kann höchstens ein Körnchen Hirschhornsalz zuviel darin sein oder ein bißchen zuviel Pottasche; doch es schmeckt wirklich gut. Guckt nicht so dumm drein, ihr Lausbuben, ihr einfältigen. Da habt ihr ein jedes ein Stück, du den Kaspar und du ein Schaf und du ein Kamel."

Doch wir schauten ihr immer nur ins säuerliche Antlitz.

„Ein besonders gutes Rezept ist dies jedenfalls nicht," sagte sie stiller, ihren Bissen aus der Gaumenhöhle auf die Zungenspitze vordrängend, „wahrscheinlich hätt' ich die Sachen auswendig viel besser gebacken als nach diesem einfältigen Kochbuch. Doch vielleicht liegt es auch am Blech. Aber zu essen ist das Backwerk immer; denkt euch nur: nichts als Eier und Butter und — — —. Also, wird's bald? Beißt ihr endlich mal darein?"

Wir aber wollten, uns der Kostprobe erinnernd, um keinen Preis gehorchen.

Doch der Aufwand und die Arbeit waren nun einmal geschehen, und zum Fenster hinauswerfen konnte man das Backwerk doch auch nicht. Diese Meinung vertrat namentlich auch die Mutter.

Es hieß also wohl oder übel an die ungewollte Speise glauben. Die alte Babette vertilgte, mit dem guten Beispiel vorangehend, die Sonne, den Mond und etliche Weihnachtsengel, und wir Kinder würgten mit grinsenden Gesichtern die Köpfe und Leiber der drei Weisen, den Hirten zu Bethlehem und anderes hinunter.

Dieses Mahl war wahrlich keine Kleinigkeit gewesen. Aber das, was nun darauf folgte, war noch zehnmal schlimmer. —

Unsere Familie erlebte damals ein Weihnachtsfest, das sie nie wieder vergaß.

Wenn ich mich recht erinnere, mußte schließlich sogar noch der Doktor aus der Stadt geholt werden, der übrigens auch nichts anderes tun konnte als zuzuschauen, wie wir uns erbrachen und vor Leibweh krümmten.

Babette, die sich heimlich hinter der Scheuer den Finger in den Hals gesteckt hatte, blieb nach ihrer Aussage ganz unversehrt. Sie behauptete nach wie vor, das Gebäck sei ganz ordentlich gewesen und es könne sich höchstens um eine Messerspitze voll Pottasche zu viel oder zu wenig handeln. —

Wenn dieses unselige Begebnis in unseren Tagen passiert wäre, wäre es durch Telegraph und Telephon auch noch in die Zeitungen gekommen, und die Welt hätte nicht schlecht über unsere vergifteten Weihnachts-

engel gelacht. Die alte Babette aber hätte sich auf drei Wochen nimmer auf der Straße blicken lassen können. —

Indessen war dieser Fall vielleicht nicht einmal so lustig, wie es den Anschein hat, und vielleicht ist die alte Babette nicht einmal die einzige, die den Friedensengel vergiftet hat. — Der Friede auf Erden aber bleibt immer noch unser aller Traum, und der Friedensengel bleibt immer noch unsere beste Hoffnung.

Warum wir gleichwohl dem Frieden nicht näher kommen und die Botschaft des Engels so bitter schmeckt? — Ich bin nicht Narr genug, die Antwort darauf zu finden.

Vielleicht liegt's am Hirschhorn, vielleicht am Rezept, vielleicht an uns selber.

Der Hund des Dichters

Der Dichter Franz Eberle war wie die meisten Menschen seines Handwerks nicht gerade reich an Gütern dieser Welt. Vielleicht wog seine Kunst auch nicht so schwer; aber er besaß doch recht schöne blonde Schwärmerlocken, ein zartes, bartloses, frauliches Gesicht und einen gutgeschneiderten Gehrock. Er hatte eine schöne, junge Frau mit entsprechend geringer Aussteuer und drei kleine, aufblühende Kinder. Auch erschuf er bisweilen ganz hübsche Gedichte. Ein großer Roman war im Entstehen begriffen. Auch hatte ein liebenswürdiger Theaterdirektor zu Eberle gesagt, er solle nur sein Trauerspiel gut aufheben, bis er das zur Aufführung erforderliche Bargeld besitze, dann werde man mit beiden Füßen zugleich in das Glück springen.

Franz Eberle wohnte, seitdem er das bürgerliche Leben verworfen hatte, einen Ruck abseits eines einsamen Dorfes in einem verlassenen Häuschen, das auf einem runden, grünen Hügel stand, neben einer alten Eiche, worin der Wind zuzeiten wundervoll rauschte. Das Häuschen war auf des Dichters Einzug freundlich geweißt worden; es hatte grüne Läden und an den beiden unteren Rändern des Ziegeldaches je eine weit hervorstehende hölzerne Dachrinne. An

der Westwand des Häuschens hing eine Holztafel, die auf den vorbeiführenden Kiesweg Bezug nahm. Am Zaune des Wurzgartens war auf einem Holzpfahl eine zweite Tafel angebracht: „Reiten und Viehtreiben auf diesem Weg verboten!"

Das Häuschen trug auf der Kalkwand über der Haustür die letzte Nummer des Dorfes.

In der vorletzten Nummer hauste, einen Steinwurf davon entfernt, bereits auf der Neige des Tales und schon in Verbindung mit dem Dorfe, der Tagwerker Kalchreuter mit seiner Frau, einem Rudel Kinder und einem ärgerlichen Hunde, dem schwarzen Teufel Bello. Teils um dem Lärm des Bello mit einem gewissen Trotz zu begegnen, teils um in dem einsamen Häuschen einigermaßen in Sicherheit zu sein, regte sich in Eberle der Wunsch, selber einen Hund zu besitzen. Er besprach den Plan mit seiner Frau.

„Dann könnte wenigstens mein eigener Hund dem ärgerlichen Teufel Bello das Echo brüllen."

„Auch ich wäre beruhigter. Wenn du in die Stadt fährst und ich ganz allein mit den Kindern hier bin, ist es wirklich oft sehr unheimlich", sagte Mina.

Man sprach an den einsamen Abenden beinahe von nichts anderem mehr.

„Am liebsten wäre mir ein kleiner Pinscher mit hübschen langen Ohren und treuherzigen Äuglein", meinte Mina.

„Ich bin entschieden für etwas Kapitaleres, das nicht gleich zittert und davonläuft, wenn ein Handwerksbursche die Wegtafel am Gartenzaun liest."

„Weil unser Haus so groß ist", lachte Mina beinahe bitter. Man beratschlagte und widersprach einander noch fast ein halbes Jahr hindurch, weil man immer noch kein übriges Geld hatte. Endlich kam man überein, einen mittelgroßen Schnauzer zu kaufen und dafür im Notfalle ein Goldstück auszulegen. Eberle zimmerte selber eine Hundehütte, die er grün anstrich und mit roten Schnörkeln bemalte. Sodann pflanzte er neben der Wegtafel am Wurzgarten eine zweite Tafel auf: „Vor dem Hunde wird gewarnt." Doch da er nun das Geld bereitliegen hatte, änderte er plötzlich seinen Plan. Er hatte letzthin durch eine wohlwollende Dame, die in der Zeitung eines seiner Gedichte gelesen, ein Fünfmarkstück zugesandt erhalten. Es gab also immer noch edle Menschen auf der Welt, die für Kunst ein Herz hatten. Warum sollte er also nicht etwa in der Zeitung eine entsprechende Anzeige bringen? Er müßte sich wirklich sehr täuschen, wenn sich nicht ein edler Mensch fände, der ihm einen Hund vermachte, anstatt denselben vor der Reise zu erschießen oder aus einem ähnlichen Grunde zu veräußern . . .

„Einen schönen Gruß und der Herr Doktor möchte sofort ans Telephon kommen", meldete die Kellnerin des Falkenwirts.

„Was habe ich gesagt?“ blinzelte Eberle seine Frau an, indem er den Schlapphut schwang und dann aufsetzte.

„Suchen Sie einen Hund?“ hieß es am Telephon.

„Jawohl“, antwortete Eberle hocherfreut.

„Sie führen doch guten Haushalt?“

„Jawohl“, antwortete Eberle etwas leiser.

„Mein Hund heißt Betty. Sie entschuldigen — wo bringen Sie ihn unter?“

„In einer nagelneuen, tadellosen Hundehütte“, versetzte Eberle etwas ärgerlich.

„Betty schläft bis jetzt im Korridor — Sie entschuldigen, Betty bekommt morgens gekochte Milch und eine aufgeweichte Semmel, mittags Fleisch und Suppe, abends . . .“

„Entschuldigen Sie, welcher Rasse ist Betty eigentlich?“

„Welcher Rasse? Du lieber Gott, das kann ich Ihnen nicht ohne weiteres angeben. Nicht wahr, Betty? — ich habe ihn nämlich auf dem Arm. Aber ganz schneeweiß ist er, und nur auf der Stirn hat er ein süßes schwarzes Tüpferl.“

„Wie groß ist das Tier?“ fragte Eberle.

„Du lieber Gott! Wie groß sind wir denn, Betty? Nicht ganz so groß wie eine Katze, aber allerliebst, nicht wahr, Betty?“

„Bedaure, das Tier ist mir viel zu klein“, ent-

gegnete Eberle und schloß das Gespräch kurzerhand, um sich der Dame zu entledigen.

Er wollte sich entfernen. Aber da klingelte es schon wieder.

„Sie suchen einen Hund?"

„Jawohl, jawohl."

„Dann schicke ich Ihnen meinen Schwarzmann gleich zu. Sind Sie damit einverstanden?"

„Jawohl, jawohl."

„Aber nicht wahr, Sie nehmen das Tier in gute Pflege?"

„Gewiß, gewiß", versprach Eberle.

Nun hatte er wenigstens einen Hund. Er hätte gerne noch gefragt, wie Schwarzmann ausschaute, wie groß und wie alt er wäre; allein das Geschäft ging so im Handumdrehen, daß er nicht dazu kam. Da klingelte das Telephon wieder.

Diesmal sprach ein gemütvoller Jäger, der seinen Dackel antrug und ein paar aufgelegte Loblügen auf den Hund mit einem Eide bekräftigte. Der Jäger empfahl den Dackel so angelegentlich, daß Eberle nicht ablehnen mochte und den Hund dankend annahm. Er würde nun eben in Gottes Namen zwei Hunde halten.

Von jetzt an aber kam Eberle überhaupt nicht mehr aus dem Telephonverschlag heraus. Er war vom Antworten, Danken und Ablehnen schließlich

völlig verbraucht und stockheiser. Gottlob würde nun bald Betriebsschluß sein. Aber kurz vor neun Uhr telephonierte ihm noch der Verleger der betreffenden Zeitung, daß er das gelungene Inserat diesmal auf die eigene Kasse übernehme und daß er überdies morgen eine seiner Bulldoggen an dessen Verfasser abgehen lassen werde. Was wollte Eberle in diesem Falle machen? Er mußte die Dogge wohl oder übel annehmen, nachdem er über dreißig Angebote der Reihe nach mit großem Kraftaufwand abgelehnt hatte.

Der Falkenwirt lachte nicht schlecht. Und der Nachbar Kalchreuter, der mit einer Fasanenfeder auf dem Hut am Ofentisch saß, gleichfalls.

Als Eberle endlich nach Hause kam, lagen auch bereits eine Anzahl Telegramme da, deren jedes die übliche Zustellungsgebühr gekostet hatte. —

In dem einsamen Dichterhäuschen schlief man diese Nacht so gut wie nicht. Eberle und Frau Mina beratschlagten immer wieder darüber, wie sie die beiden überzähligen Hunde wegbrächten und alle die Telegramme beantworteten. Darüber aber, daß die Unkosten jetzt schon den Kaufpreis eines Hundes überstiegen, waltete kein Zweifel.

Der darauffolgende Tag war denkwürdig. Eberle hatte keine Zeit, sich auf die Ankunft seiner drei Hunde vorzubereiten und etwas Futter und ein Lager herzurichten; denn schon in aller Frühe stapfte ein

Herr mit roter, erfreulicher Nase und einem goldenen Zwicker daher und stellte dem verwirrten Dichter mit vieler Liebenswürdigkeit einen mittelgroßen, freundlich dreinblickenden Ami zu Verfügung. —

Es ging nicht anders, Eberle mußte den Ami annehmen, der übrigens bereits, von den Kindern umjubelt, scheu und zitternd unterm Küchentisch saß.

Als aber der Herr mit der roten Nase fort war, erschien eine ältere Dame in einer gestrickten schwarzen Jacke und schwarzem Hut mit einem Wesen auf dem Arm, das halb Hund, halb Ratte war, immerfort Tränen vergießend, weil sie den Engel nun hergeben wollte. Und dann ging es weiter:

Kamen drei verhauene, verkaterte Studenten, brachten ein Kalb von einem Hund und sagten, das Tier veralimentiere sich aber fein bloß von Wurst und Pilsner Bier. Kam ein altes Weiblein in Pelzmantel und blauem Schleier, führte ein niedriges, löwenköpfiges Hündchen mit zottig behaarten Tatzen an der Leine und wünschte, daß das Tier täglich in lauem Wasser gebadet werde.

Kam ein vollbärtiger, blasser, nervöser Mann, dessen Gesichtsmuskeln fortwährend zuckten, so daß man meinte, er lache, während er doch die ernstesten Dinge vorbrachte und namentlich verlangte, daß der dicke Spitzer, den er jetzt verschenken wollte, nach Tisch täglich eine Stunde spazieren geführt werde.

Kam ein junger, unheimlich mundgeläufiger Herr und bot dem verblüfften Dichter eine gesprenkelte Bulldogge mit komischen Ohren an. So oft aber die Dogge ihre spaßigen Ohren aufrichtete, riefen die Kinder wie aus einem Munde: „Huh, eine Fledermaus!"

Kam ein beleibter Lebemann mit zitronengelber Nelke im Knopfloch, einem Augenglas an der Seidenschnur und einer furchtbaren Zeitung in der Ulstertasche, auf dem Wege lange, zähe Schleimfäden ausspuckend, und opferte einen schneeweißen Windhund, der übrigens eher einer Juraechse glich.

Kam ein ätherisches Fräulein im Männerhut und einem großen Muff in der Rechten und widmete dem seltsamen Inserenten ein Wesen, dessen Gestalt etwa zwischen Faultier und Ameisenbär schwankte.

Kam ein armer Teufel in verschossenem Überzieher und Spritzern vom Regenwetter der vorletzten Woche an den Hosen und wollte einen robbenköpfigen Scherenschleifer abtreten.

Und so ging es fort. Das eine Mal sträubte man sich; das andere Mal ergab man sich. Zuletzt nahm man in der Verzweiflung alles an, was kam. —

Am Nachmittag aber fuhr der Knecht des Güterbeförderers der nächsten Bahnstation mit einem Wagen voll Kisten und Körben an, woraus ein gutes Dutzend kläffender Hundegesichter grinste.

Mina stieß einen Schrei aus. Und Eberle geriet an den Rand jenes Zustandes, in dem man zu jeder Torheit fähig ist. —

Ein Glück, daß der Nachbar Kalchreuter sich nun der Sache annahm. Die Linke in der Hosentasche und mit der Rechten die im Wind wehende Schürze am Zipfel haltend, schritt er langsam über den leicht beschneiten Rasen zum Häuschen herauf. Er faßte gleich an und hob, während der ratlose Eberle die Beifuhr bezahlte, eine Kiste nach der anderen vom Wagen. „Man muß sich zu helfen wissen, Herr Doktor", sagte er kaltblütig. Wenn's Ihnen übrigens recht ist, will ich diese Köter in mein Haus hinübertragen und sehen, wie ich damit fertig werde."

Eberle drückte dem Nachbarn gerührt die Hand. Alsdann holte er die einzige Flasche Wein aus dem Keller, die seit langem für ein plötzliches großes Glück bereit lag, und verehrte sie dankerfüllt dem edelmütigen Kalchreuter. —

Schon am Abend genoß man wieder die alte, gewohnte Ruhe in dem einsamen Häuschen. Ab und zu winselte noch das kleine junge Hündchen in der Küche, das man allein zurückbehalten hatte, weil die Kinder sich nimmer von ihm trennen wollten. Und dann und wann schlug der schwarze Bello die große Trommel wie ehedem. Von den übrigen Hunden war nichts mehr zu hören. —

Leider ging das junge Hündchen nach einigen Tagen ein. Eberle begrub die Leiche im Rasen neben dem Wurzgarten, und die Kinder weinten dabei. Da besuchte der trauernde Dichter den Nachbar Kalchreuter, ihn zu fragen, ob er ihm nicht ein Hündchen abtreten könne. Kalchreuter saß eben in der Stube bei einem Stück Salzfleisch. Als Eberle seine Frage tat, wischte der Nachbar die Finger an der blauen Schürze, zog die Tabaksdose aus der Hosentasche, hielt sie dem Gaste hin, lud selber einen Maulwurfshügel auf den Daumenrücken und sagte: „Leider nicht, Herr Doktor; Sie wissen doch, daß vorgestern erster April war und daß am ersten April die Hundesteuer fällig ist. Wie aber sollte unsereins so viele Steuern aufbringen, wenn selbst reiche Leute die Steuer nicht zahlen können.“ Er lachte spitzbübisch und blinzelte, weil er dem Nachbar nicht ins Gesicht sehen mochte, seinen schwarzen Bello an, der träg und dick wie ein Hausschwein beim Ofen lag. —

Es sollte nun einmal nicht sein, daß das Dichterhäuschen einen Hund hatte. Aber die Wahrheit, daß es immer noch genug edle Menschen in der Welt gab, war wieder einmal glänzend bestätigt.

Trotzdem ließ Eberle die Tafel am Wurzgarten stehen: „Vor dem Hunde wird gewarnt.“

Vater Gottlieb

Es wäre vielleicht doch das richtigere gewesen, wenn er damals, als er auf die Brautschau gegangen, an eine Einheimische geraten wäre, an Schmieds Rese zum Beispiel oder an Rechenmachers Karline oder an Strumpfwirkers Hanne oder an Pelzmüllers Fränze, der er zum Beispiel schon dritthalb Jahre lang den Hof gemacht hatte.

Doch es war nun eben anders gekommen. Sein Bruder lebte als Revisor in der Hauptstadt, und da hatte dann das eine das andere gegeben, das heißt, der Bruder und die Brudersfrau hatten ihm eben die Liselotte anempfohlen, ihm die schöne Mitgift vorgerechnet und das Frauenzimmer gelobt und gelobt. Wenn er sich recht erinnerte, hatte er noch am nämlichen Abend in der Lüge des getrunkenen Weines Liselotte auf der Treppe geküßt und sie sein Liebchen genannt, währenddessen der Bruder und die Brudersfrau oben vor der Glastüre standen und zuschauten und in sich hineinlachten. Die Brudersfrau hatte ja noch mit dem Kerzenlicht in der Hand zu dieser ersten Umarmung geleuchtet.

Daß Liselotte so ein schmales Gesicht und so — wie sollte er sagen? — so dünne, schnelle Lippen hatte, war eigentlich nie nach seinem Geschmack ge-

wesen, vielmehr hatten die Frauenzimmer alle, die er in ledigen Jahren gekannt, volle runde Gesichter und schöne, breite Rücken gehabt, angefangen bei Schmieds Rese bis zu Pelzmüllers Fränze oder Schöllhorns Marie und sämtlichen anderen. Aus Schöllhorns Marie zum Beispiel hätte man gut zwei solche federleichte Frauenzimmer, wie Liselotte eines war, machen können. Doch die bildsaubere Marie hätte leider kaum zweitausend Mark mit in die Ehe bekommen, während Liselotte zwanzigmal soviel besaß. Da war die Wahl also nicht schwer gewesen.

Liselotte hatte ihm fünf Kinder geboren, die nun alle schon herangewachsen waren und bereits auf eigenen Füßen stehen konnten. Bruno, der Älteste, war Koch auf einem Schiff und fuhr als solcher Gott weiß wo in der Welt herum; in seinem letzten Brief hatte er sogar von einem wilden Papagei geschrieben, den er selber in einem Urwald eingefangen habe. Magda war an einen Lederhändler verheiratet, und Irmgard hatte einen Eisenbahner. Fritz war Buchhalter bei einer Treuhandbank in Wien drinnen, und nur Ottmar war noch Zeichenlehrling in einer Silberwarenfabrik.

Wenn es übrigens nach seinem Kopfe gegangen wäre, hätten die Töchter nicht Magda und Irmgard geheißen, sondern Karline oder Senze oder Marie und so weiter, und dem Ältesten hätte er, wie es

Sitte und Brauch war, den Namen des Paten gegeben oder seinen eigenen und hätte ihn also einfach Valentin oder Gottlieb getauft. —

Und jetzt, als er schon alt und grau war, hatten sie fast wie durch ein Wunder nach neunzehnjähriger Stille nochmal ein Knäblein bekommen und es nun diesmal seinem dringenden Wunsch entsprechend auf den Namen Gottlieb taufen lassen.

Liselotte war damals, als das Kindlein ankam, gar nicht damit zufrieden gewesen. Auch der Vater war nicht so recht beglückt gewesen. —

Nun aber, da das Knäblein einmal da war und in die Welt hineinwuchs, hatte er eine große Freude an ihm. Stunden hindurch trug er es auf dem Arm und schaute mit ihm zum Fenster hinaus und auf die Straße hinunter. Vordem war er am Sonntagnachmittag immer gleich nach der Vesper ins Wirtshaus gelaufen und war dort nach Ortsgebrauch bis auf den Abend sitzen geblieben, nunmehr aber blieb er selbst am Sonntag daheim, unterhielt sich mit dem Gottlieble und war selig, wenn das süße Kindlein sich an ihn schmiegte und die leisen Händchen ihm um den Hals legte. Und allmählich hatte er sich ganz daran gewöhnt, um neun Uhr mit dem Gottlieble schlafen zu gehen. Wenn er aber einmal nach auswärts mußte, überwand er alle Schwierigkeiten, um nur rechtzeitig wieder nach Hause zu kommen

und den Gottlieble noch wach anzutreffen. Und wenn er dann trotzdem einmal eine Viertelstunde zu spät eintraf und das Kindlein schon im Bettchen schlummerte, widerstand er nur mit Not der Versuchung, es wach zu küssen und noch ein Weilchen mit ihm zu verplaudern. Das war alles ganz nach dem Herzen der Frau Liselotte, die mit dem Geschehenen deshalb auch mehr und mehr zufrieden war. —

Da mußte der alte Vater Gottlieb nun einmal ausgangs März in der Engelwirtschaft mit dem Pelzmüller, dem Gemeindepfleger und dem großsprecherischen Schöllhorn ins Würfeln und Trinken kommen. Und nun stand schon der sechste Krug Bier unter seinem Namen auf der Schiefertafel, und die Ohren waren ihm voll von dem Gelächter der drei. Dafür aber hatte er allerdings auch entsprechend mitgetrunken und von dem verspielten Bier hinuntergeschluckt, soviel nur in seiner Kehle Platz hatte.

Den nächsten Kreidestrich erhielt der Pelzmüller. Doch schon beim übernächsten hieß es wieder: „Der Gottlieb! Bravo! und recht so! und juchhe! und hahahaha!"

Er gab es allmählich auf, das Glück zu kitzeln und gleich den anderen in den ledernen Würfelbecher zu spucken. Das nützte ja doch nichts. Aber den gefüllten Literkrug setzte er wieder ordentlich an den Mund und ließ sich dabei nicht aus dem Konzept bringen.

„Du willst wohl in dem Krug übernachten, Gottlieb, he?“ foppte der Schöllhorn.

Da tat er mit Fleiß noch ein paar Züge und nicht die schlechtesten.

Es war schon längst über acht Uhr hinaus. Und der süße Gottlieble schlief also schon längst in seiner hübschen Bettstatt.

Da klingelte die Schankglocke, und kurz darauf trat die Engelwirtin dicht an Gottlieb heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er verstand nicht viel davon. Aber das eine verstand er deutlich: „Ihr möchtet auch so gut sein und ein bißchen in den Hausgang hinauskommen.“

Er verließ also, verfolgt vom Gelächter der anderen, auf einen Augenblick die Gaststube. —

Liselotte war furchtbar aufgeregt! Sie fuhr ihn gleich heftig an und wollte ihn, wie er dastand, mit heimnehmen. Aber das ging doch nicht! Er hatte seinen Hut noch in der Gaststube drinnen auf der Bank liegen und hatte noch nicht bezahlt, und — kurz und gut, es ging nicht. Und zum anderen war es doch nicht so schrecklich, wenn er einmal über die Zeit hinaus sitzen blieb und einen Schluck über den Durst trank. Er redete also der Frau gütlich zu: Er trinke jetzt nur noch schnell sein Bier aus und hole seinen Hut, und dann komme er gleich nach Haus. Und dann sei alles gut.

Jetzt öffnete der Schöllhorn die Gasttür, pflanzte sich groß und breit auf und schüttete ein dröhnendes Gelächter in den Hausgang heraus. Liselotte aber verschwand mit einem Blick, der nichts Gutes verhieß.

Der zehnte Stein ging an den Gemeindepfleger über, den elften erhielt der Pelzmüller, und der zwölfte kam wieder auf Gottlieb. Doch nun traf es ihn wenigstens der Reihe nach. Da zahlte er schließlich ganz gerne. Und als der Pelzmüller jetzt ein Lied anstimmte, sang er froh und kräftig mit, und auch das drollige Schnaderhüpferl, das der übermütige Schöllhorn jedem Liedverse anfügte, schmetterte er festlich in die Tabakswolken hinein:

„Hinaus in die Ferne
Mit sieben Fäßchen Bier!
Drei hänt mir g'soffen,
Jetzt hänt mir bloß noch vier!"

Da klingelte das Schankglöckchen schon wieder. Diesmal kam Liselotte, noch erregter als vorhin, gleich in die Stube herein und begann eine wortreiche Schmährede an Gottlieb und auch an die anderen hin.

Allein der Pelzmüller sang immer weiter, und der Schöllhorn brüllte sein Schnaderhüpferl. Der Gemeindepfleger aber zog die Frau Liselotte derb am Rock und sagte: „Seid vernünftig, Weib, und setzt Euch

ein bißchen her zu uns und trinkt ein Weilchen mit." Und der Schöllhorn setzte boshaft hinzu: „Seht, Euer Gottlieb hat heut einen so schönen roten Kopf. Gebt Euch also zufrieden und freut Euch auf Euer Bett."

Und auch Gottlieb bat sie: „Liselotte, mach keine Sachen und geh lieber heim. Der Gottlieble könnte aufwachen und sich fürchten."

Und dann sangen sie wieder:

„Hinaus in die Ferne
Mit sieben Fäßchen Bier!
Drei hänt mir g'soffen,
Jetzt hänt mir bloß noch vier!"

„Nun sollst du mir aber was erleben!" knirschte Liselotte, bleich vor Aufregung, als sie unter dem Gespött der betrunkenen Männer die Wirtsstube verließ.

„Was sie wohl damit sagen wollte?" murmelte Gottlieb aus seinem Rausch heraus. Hoffentlich beging sie keine Dummheiten! Er war nun doch unruhig. Jedenfalls würde er, sobald das eben begonnene Spiel beendigt und der neue Krug getrunken war, sich sofort auf die Füße machen. Der Krug fiel wieder an Gottlieb. Es war der neunte, den er nun zu bezahlen hatte. Und er tat wieder einen zornigen Schluck.

Als man aber eben wieder das Schnaderhüpferl anstimmte, flog die Gasttür plötzlich auf, und Liselotte, weiß wie der Tod, trat wieder ein, diesmal auf dem Arm irgendeinen Gegenstand tragend, den sie mit ihrer Schürze umwickelt hatte. Noch waren die betrunkenen Sangesbrüder nicht zur Besinnung gekommen, als Frau Liselotte auch schon ihre Schürze auspackte und mit einem einzigen Schreckensgriff das kleine schlafende Gottlieble, so nackt wie es einst geboren ward, mitten auf die von Bier und Asche verschmierte Tischplatte niedersetzte und dann verschwand, wie sie gekommen war.

Da hörten denn doch alle Begriffe auf! Wenn Gottlieb nicht von jeher für den Frieden so eingenommen gewesen wäre, dann hätte es diesmal wirklich etwas abgesetzt! So wahr er der Vater Gottlieb war! Hergott nochmal!

Das arme, nackte Kindlein aber, das so urplötzlich inmitten von Rauch und fremden Gesichtern erwachte, verzog in Angst und Schreck sein feines Mündlein und schrie aus voller Lunge.

Ein Weilchen lachten die betrunkenen Männer noch. Dann aber zeigte es sich, daß sie noch lange nicht die rauhen Brüder waren, die sie Frau Liselotte gescholten hatte.

Die Engelwirtin mußte sofort eine warme Windel bringen, und der Schöllhorn verlangte ein Hemdchen

dazu, und der bezechte Pelzmüller sprach für warme Strümpfe, und der Gemeindepfleger sagte, das Kind müsse einen Schoppen warme Milch haben. Und so hörten sie ganz von selber mit Lärmen und Singen auf und beruhigten alle zusammen den kleinen Gottlieble und redeten leise und fast zärtlich untereinander. Doch sitzen blieben sie nun erst recht noch eine gute Stunde, immer wieder den Gottlieble lobend, der nun ganz brav und tapfer in seines Vaters Armen ruhte, die freundlichen Männer betrachtete und friedlich seine Milch zu Ende trank.

Die Frau Liselotte aber hätte heute nacht, als Vater und Sohn zusammen von der Engelwirtschaft nach Hause kamen, nur etwa Geschichten anfangen dürfen, dann hätte sie doch noch was erleben können! Herrgott nochmal! So wahr er der Vater Gottlieb war!

Ein Menschenleben

Gestern abend um acht Uhr nun ist er sanft verschieden, unser werter Herr Nachbar, der Herr Privatier Richard Bopp, und heute mittag bringt die Zeitung auch schon eine schwarzumrahmte, große Trauerbotschaft, in welcher die Witwe und die Verwandten vom Entschlafenen Abschied nehmen, ihr inniges Leid ausdrücken und Freunde und Bekannte um stille Teilnahme bitten.

Auch der Magistrat widmet dem langjährigen Mitgliede ein treues Gedenkblatt, und auch der Pfeifenklub „Vulkania" hat es sich nicht versagen wollen, seinem unvergeßlichen Vorstande einen mit dem Worte „schmerzerfüllt" eingeleiteten Nachruf zu veröffentlichen. Und gleich unter diesem Nachruf steht noch ein vierter: der der Liedertafel. Wir Nachbarn aber werden einer schönen, altehrwürdigen Ortssitte gemäß beim Begräbnis dem Heimgegangenen auf dem letzten Erdenwege vom Leichenhause bis ans frische Grab zur Seite gehen, Blumengewinde in den Händen tragend. Und wir werden unsere Blumen als die letzten Nachbarsgaben auf das stille Grab niederregnen lassen. Mir aber wird noch ein weiteres zu tun übrigbleiben. Ich werde die Lebensgeschichte des Herrn Privatiers Richard Bopp nach

bestem Wissen zu verfassen und als eingeschriebenen Brief an die illustrierte Familienzeitschrift „Der Schatz für Alle", die des Verewigten Lieblingsblatt immer gewesen, abzusenden haben und werde in einem Geleitwort der verehrlichen Schriftleitung die ergebene Bitte vorzutragen haben: man möge doch der in der Anlage enthaltenen Lebensbeschreibung eines eifrigen Lesers des „Schatzes für Alle" und treuen Abonnenten die Liebe tun und sie, einem letzten Wunsch des Hingegangenen entsprechend, zum Abdruck bringen, das entfallende Honorar aber ganz unbedenklich zur weiteren Verbreitung des „Schatzes für Alle" verwenden.

Das wird meine stille Obliegenheit sein. Und soweit ich den illustrierten „Schatz für Alle" kenne, wird die Sache keinen Anstand haben.

Gleichwohl will ich es nicht unterlassen, noch ein übriges zu tun und beifügen, daß die Lebensbeschreibung durchaus wahr und von Herrn Bopp eigentlich selber erzählt, von mir aber bloß schriftlich wiedergegeben und in literarische Form gegossen worden ist. Und weil ich aus so mancher Erfahrung weiß, daß gute Empfehlungen in der Welt nie schaden können, so will ich noch einen Schritt weitergehen und noch ein paar berufene Urteile über meine schriftstellerische Tätigkeit dem Einschreibebrief beischließen.

So wird wohl der Erfolg soviel wie sicher sein. Und in der nächsten oder übernächsten Nummer schon werden die Leser des „Schatzes für Alle" die Lebensgeschichte des Herrn Bopp unter dem Schildwort „Ein Menschenleben" wahrscheinlich sogar an der Spitze finden.

Sie lautet:

Am zwanzigsten November in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, an einem denkwürdigen Tag, wo von früh morgens bis in den Abend in einem fort verfrühte, weiße Winterschmetterlinge um das schöne, zweistockige Haus des Ziegeleibesitzers Gotthold Bopp flogen und sich leise auf die da und dort noch übriggebliebenen welken Blätter der kahlen Obstbäume und auf die dunkeln Tannen im Garten draußen niederließen und sich auf die alten, verkrümmten Dächer der Nachbarhäuser in Schwärmen zur Ruhe setzten und die Gartenzaunlatten mit schönen, windgeschrägten, zarten Wollhäubchen schmückten, wurde der Familie des Herrn Gotthold Bopp — genau zehn Minuten nach elf, wie die praktische Wehfrau gleich feststellte, das erste und — wie wir heute wissen — einzige Söhnchen geboren und zwei Tage darauf dem Paten zu Ehren auf den Namen Richard getauft.

Aber jetzt stocken schon die genauen Berichte.

Doch hat die Mutter dem Knaben späterhin erzählt, der Taufschmaus, den man ihm zu Ehren

abgehalten, sei einzig glänzend verlaufen. Und der Vater habe in übermütiger Freude sogar ein leeres Sektglas an der Wand verknallen lassen.

Freilich ganz sicher ist dieses reizende kleine Geschehnis nicht. So hat sich zum Beispiel der verstorbene Herr Nachbar noch ziemlich deutlich erinnern können, daß die Großmutter dem allemal widersprochen und behauptet hatte, nicht der Vater, sondern der Pate Andreas sei es gewesen, der eine leere Champagnerflasche, und nicht ein Glas, wie die Mutter sagte, durch die Doppelscheiben hindurch, durch Fenster und Vorfenster in den Garten hinuntergeworfen habe. Auch für die andere Erzählung der Mutter: Richard sei als vierjähriges Kind einmal in einen Ententeich des Söldners Stützle gefallen, kann nicht wissenschaftlich gutgestanden werden.

Dagegen ist der erste Montag des Monats Mai vom Jahre 1857 als Eintrittstag in die Werktagsschule selbstverständlich ganz sicher verbürgt.

In der untersten Werktagsschulklasse war Richard der Reihe nach der fünfte, der neunzehnte, der siebente unter soundsoviel Schülern. Im dritten Jahrgang aber ist er gar einmal Erster geworden. Auf dem Lyzeum hingegen, wo er kaum ein Schuljahr lang gewesen, und von wo aus er wieder in die Werktagsschule zurückgekehrt ist, ist es ihm nicht nach Wunsch ergangen. Der Unterricht war, seiner späteren

Erzählung zufolge, dort schlecht und eintönig, die Anforderungen aber waren viel zu hoch und standen in keinem Verhältnis zum Alter der Zöglinge. Kurz nach dem erwähnten Rücktritt in die Werktagsschule aber ist Richard jene allerliebste Geschichte passiert, die er späterhin als Mann, als Greis so oft seinen Bekannten und sich selber zum besten gegeben hat.

Er hatte da, in dem jetzt in eine unterirdische Röhre gefaßten, aber damals noch offenen Lauchbach unter der großen Holzbrücke beim alten Kornhaus, wo heute das Warenhaus H. Schlink und Söhne steht, mit dem Schulranzen auf dem Rücken eine Eisschleife gemacht und hatte sich hier im Trockenen vergnügt, während es über der Brücke untereinander schneite und regnete, und hatte sich in der Zeit völlig versehen. Er merkte dies aber nicht gleich, sondern war, da er auf dem Weg zur Schule keinen Kameraden und niemanden antraf, im Gegenteil der Meinung, er wäre heute noch viel zu früh daran. Darum tat er um so langsamer und gemütlicher und verspätete sich um volle anderthalb Stunden. Er wäre nun, als er seines Fehlers gewahr ward, höchstwahrscheinlich wieder nach Hause gegangen und hätte dem Vater den Versäumnisfall zum Austrag überlassen, wenn nicht unglücklicherweise der Herr Schullehrer ihn gerade vom Fenster oben erblickt und ihn

angerufen hätte: „Wart' mal, du Bürschlein, ich werd' dir Beine machen. Komm nur gleich rauf, Freundchen." Es hatte dann zwei nicht allzu harte Hosenstreiche abgesetzt, und überdem hätte er noch seine versäumten anderthalb Stunden nachsitzen sollen.

Jener Schullehrer, Schauppel mit Namen, war aber ein schon älterer Herr, der das Meerrohr benagte und darüber oft die ausdrücklichsten Drohungen vergaß. Doch just diesmal, als Richard bereits das Klassenzimmer glücklich verlassen hatte, mußte Schauppel sich der verhängten Strafe erinnern und dem forteilenden Richard seinen um zwei bis drei Jahre älteren Sohn nachschicken. Richard war noch nicht recht im Hof unten, als der Häscher auch schon hinter ihm her war. Und nun war es sehr hübsch anzusehen und anzuhören, wie der alte Schauppel vom Fenster oben den Sohn anfeuerte: „Faß ihn, Eduard! faß ihn!" und wie Richard sich mit seiner Pelzkappe wehrte und sie dem Verfolger ins Gesicht schlug und fortsprang und zuletzt entkam. Selbstverständlich mußte der Vater des anderen Tags mit dem Sohne zur Schule und die Sache ins reine bringen. Richard mußte seine Strafe absitzen und dem Lehrer Abbitte leisten.

Mit vierzehn Jahren wurde Richard aus der Werktagsschule entlassen und nun vom Vater einer Privatanstalt, wo angehende Lehrer ihre Ausbildung erhielten,

aber auch andere Jünglinge eintreten konnten, zur Fortbildung übergeben.

Diese Anstalt war mit einem Erziehungsheim für Waisenkinder beiderlei Geschlechts insofern innig verbunden, als die Waisenlehrer gleichzeitig jene Privatanstalt im Nebenamte unterhielten und auf diese Weise noch ein weniges zu ihren mageren Gehältern hinzufügten. Beide Anstalten waren in dem ehemaligen Kloster Hohreute untergebracht, das schön aus einer Hügellehne aufwuchs und einen heimeligen, von einem Quellbach durchflossenen Innenhof hatte. Hier erlebte Richard so manche schöne, trauliche Stunde. Hier erlernte er das Klavierspiel, das Geigenspiel, und ein halbes Jahr lang durfte er auch, nachdem er sich auf einem Tangentenklavier mit blindem Pedal genügend vorbereitet hatte, wie die Lehramtszöglinge die Orgel der Klosterkirche besteigen und Meßlieder spielen, selbstverständlich nur außerhalb des Gottesdienstes.

Hier erlebte er die vielen goldenen Freuden unter den Pausen in den großen Hallengängen oder im Hof unten, auf den gemeinsamen Spaziergängen, auf den monatlichen Ausflügen nach den benachbarten Dörfern, wo man einkehren und ein Glas Bier trinken durfte, und wo ein jeder allemal so viel Semmeln oder Brezeln aß, als er Jahre zählte. Und hier in Hohreute geschah es auch, daß Richard für ein blondes,

wunderschönes, dreizehnjähriges Waisenmädchen, das im Geographieunterricht immer vor ihm saß, eine stille Liebe hegte, die er sein Lebtag nie vergessen hat. Das Mädchen trug den Namen Pauline und war wie die anderen mit dem hellblauen Waisenkleide — die Knaben hatten gelbweiße Tuchanzüge — bekleidet.

Aber dieser Pauline saß das einfache, schlichte Gewand so ausnehmend gut, daß man gar nicht mehr daran dachte, daß sie ein armes Waisenkind war, sondern sie für ein außerordentlich vornehmes Geschöpf hielt, das man später einmal in aller Form zur Frau machen könnte. Vielleicht war es das prachtvolle blonde Haar, das so unsäglich gut zu dem blauen Kleide paßte, oder waren es das rosige Gesicht und die glänzenden Augen oder die feine Gestalt, die das Mädchen so auffallend aus ihren Gespielinnen heraushoben. Richard hätte es nicht sagen können. Aber das war gewiß: jene Pauline hat ihm damals, vielleicht ohne daß sie recht darum wußte, viel stilles, inniges Glück bereitet. Freilich hatte er auch für seine Liebe vom Geographielehrer und Vorstand der Anstalt ein paar empfindliche Strafen wegen zerstreuten Wesens erlitten; denn zu jener Zeit machte man sich noch gar nichts daraus, einem sechzehn- oder auch achtzehnjährigen Jüngling mit dem deutlichsten Bartanfluge um den Mund vier

oder sechs, ja acht Tatzen aus dem Salz zu verabreichen. Ein Unterlehrer, Wagenblast mit Namen, ist sogar einmal auf einen Schemel gestanden, um den damals schon hochgewachsenen Richard ja recht gründlich auf die Handflächen zu treffen.

Aber auch sonst noch mancherlei Unerfreuliches hat unser Zögling in Hohreute erfahren müssen. Er war von Kind auf im Essen und Trinken ziemlich verwöhnt worden und hatte darum oft herbe Mühe, den in großen Kesseln zubereiteten Anstaltsspeisen gerecht zu werden. Der Hausvater mochte lang von Tisch zu Tisch im Saale herumgehen und von dem Essen kosten und es in alle Höhen loben: Richard konnte den Gedanken nicht los werden, daß dem Herrn Vorstand nachher doch etwas anderes und Besseres auf den Tisch gestellt würde. Und schon die beharrliche Anstaltsgewohnheit, das Rindfleisch immer in der Suppe aufzutragen, war widerlich. Dazu kam, daß man ausschließlich aus Blechgeschirren speiste. Aber das Brot war gut. Und Pauline aß ja auch aus einem Blechteller, und die Mutter schickte von zu Hause fleißig Geräuchertes und andere Mundvorräte.

Einmal jedoch ereignete es sich, daß das Wäschekistchen — damals wußte man noch nichts von Waschkörben und dergleichen — und mithin die Verpflegungszuschüsse lang ausblieben. Jene schlimmen vierzehn

Tage hat Richard nie mehr vergessen können. Und er hat sich auch nicht geschämt, einzugestehen, daß er in jener Hungerzeit einmal einem Waisenknaben sein Stückchen Vesperbrot weggenommen habe. Er hatte damals den festen Vorsatz gefaßt, den Knaben später einmal hundertfach zu entschädigen, ist aber leider vor anderen Dingen nie dazugekommen.

In die Hohreuter Jahre fällt auch der unerwartete Tod der Muhme Helene, die einem Nervenleiden plötzlich erlag und ihr nicht unbedeutendes Vermögen der Boppschen Familie verschrieben hatte. Richards Vater teilte dem Anstaltsvorstande den Todesfall mit und bat ihn in einem längeren Briefe, den Sohn am nächsten Morgen mit der Frühpost — die Post verkehrte übrigens nur einmal im Tag — abreisen und an der Leichenfeier teilnehmen zu lassen. Entweder hatte nun der Herr Vorsteher das Wort Muhme nicht richtig aufgefaßt oder er hatte, was wahrscheinlicher ist, den Brief nur flüchtig durchgelesen. Jedenfalls hat er in der Grammatikstunde, an der man immer am Dienstag und Donnerstag, morgens von sechs bis sieben Uhr bei nüchternem Magen vor dem Frühstück teilnehmen mußte, dem erschrockenen Richard eine einleitende Mahnrede gehalten und ungefähr gesagt: „Ja, ja, Bopp, ja, ja. Du darfst schon recht aufpassen und darfst schon fleißig sein und deinen Eltern Freude machen. Dein Vater hat sich erst

letzthin wieder über dich erkundigt. Und auch deiner Mutter liegt dein Fortschreiten und dein Betragen sehr am Herzen. Deine Mutter ist ohnehin zurzeit nicht ganz wohl. Sie ist sogar ernstlich krank, das heißt, sehr schwer krank, und es ist darum am besten, du fährst gleich um neune mit der Post weg und schaust nach ihr. Du kannst jetzt gleich in den Schlafsaal hinüber und dich anziehen und dich reisefertig machen. Und wenn du schwarze Handschuhe hast, kannst du sie gleich mitnehmen."

Man kann sich leicht denken, wie diese Worte des Hausvaters auf Richard wirkten und mit welch bangen Gefühlen er die Postreise unternommen und wie freudig er aufgeatmet, als ihm die Mutter lebendig entgegengekommen und ihm das Ableben der Muhme geklagt hat. Richard hat zu jenem Begräbnis einen in aller Eile angefertigten Frack, den ersten in seinem Leben, getragen und auch eine Art Zylinder, den der Vater einmal bei einer früheren Faschingsunterhaltung aufgehabt, erhalten.

Er ist übrigens nicht mehr in die Anstalt Hohreute zurückgekehrt. Und der Vater hat auf den dringenden Wunsch der Mutter hin die restlichen zwei Monate dem Institut geschenkt und den Hausvater um freundliche Zusendung der Kleider und Schuhe, sowie des Bettes, das jeder Zögling selber stellen mußte, und eines geneigten Zeugnisses ersucht.

So hat Richard also nicht einmal mehr von jener schönen Pauline Abschied nehmen dürfen.

Er ist vielmehr sofort auf dem Kontor des Vaters verwendet worden. Hier gab es gleich reichlich Arbeit, und der Vater hat dem Sohne nichts geschenkt. Richard mußte, wie der alte Buchhalter Stephan, bereits morgens um sieben Uhr auf dem Kontor erscheinen und bis zwölf, eine halbstündige Vesperpause abgerechnet, durcharbeiten, nachmittags aber von zwei bis sechs Uhr aushalten.

Diese Kontortätigkeit währte, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte, volle elf Jahre und ist nur durch eine kurze Militärzeit unterbrochen worden. Und hier nun hat Richard wieder so manches, das ihn nicht freuen konnte, erleben müssen. Er stand da, seiner Erzählung zufolge, unter einem unguten, rauhen Unteroffizier, der ihm von allem Anfang an nicht hold war und Siwertz hieß. Dieser Siwertz hauste in einer kleinen, durch einen geweißten Bretterverschlag vom Mannschaftsraume getrennten Stube, die in einem Winkel auch das Bett des Putzers enthielt. Dicht an der Bretterwand, und zwar der Länge nach, stand Richards Bett, wenn man die schlechte Pritsche überhaupt so benennen konnte. Über ihm, in einem mittels Eisenstäben auf Richards Bett aufgebauten Lager schlief der Gefreite Wollinsky, gleichfalls ein Nichtlandsmann, wie der Unteroffizier,

und gleichfalls ein Mensch, der auf Richard nicht gut zu sprechen war und sich einer geschenkten Zigarre nicht länger erinnerte als sie eben Rauch gab.

Man kann sich vorstellen, welchen Widerlichkeiten der Gemeine Bopp hier nun ausgesetzt war.

Unteroffizier Siwertz hatte die Gewohnheit, seine Leute oft eine halbe, ja eine ganze Stunde vor der Pflichtzeit mit Lärmen und Brüllen zu wecken und hiebei mit den Fäusten oder auch mit den Füßen gegen den Bretterverschlag zu trommeln. Wollinsky aber, der es als sein Amt betrachtete, es dem Unteroffizier im Lärmen nachzutun, machte einen ähnlichen Spektakel in seinem Bette oben, und beide wetterten dann so lange, bis alles aus den Federn war. Sie selber blieben indessen ruhig noch ihre Stunde liegen, ließen sich von der Mannschaft bedienen, die Montur aufs Bett legen, Handtuch, Seife und Waschschüssel herrichten. Der Gemeine Bopp aber war immer gut genug, dem Siwertz die Bartwichse zu leihen, weil der Herr Unteroffizier die seinige im Augenblick nicht gerade finden konnte, oder weil sie seit gestern alle war. Zum Dank dafür durfte Richard dann außerhalb der Reihe Kaffee fassen helfen, wenn sich der und der gedrückt hatte, oder er durfte sich beim ersten Antreten im Gang draußen einen Knopf vom Rock abreißen lassen, wenn er nur ein bißchen schief hing, oder er durfte als einziger sich durch die Flinte

sehen lassen und sich anfluchen lassen, weil im Lauf noch ein ganzes Pfund Unrat sitze. Ging's aber zum Exerzierplatz, dann war der Gemeine Bopp wieder derjenige, der die Pflöcke und Schießständer und anderes Bretterzeug zu schleppen hatte. Und wegen des Gefreiten Wollinsky durfte er sogar einmal drei Tage ins Loch wandern.

Das trug sich folgendermaßen zu.

An einem Sonnabend verweilten die Mannschaften, nachdem sie zuvor die Stuben gescheuert, ein paar Appelle hinter sich hatten, ihre Drilliche gewaschen und an die Luft gehängt hatten, im freien Hof vor der Kaserne, rauchten ein Stückchen und plauderten, auf Stühlen sitzend oder auf und zu gehend oder auf dem Bauch im weichen Rasen liegend.

Nur der Gemeine Bopp stand ganz allein in einem stillen Winkel neben der Dachrinne und las einen Brief von zu Hause. Da trat der Gefreite Wollinsky langsam herzu und sagte: „Was macht mein Vetter Bopp da?"

„Ich lese einen Brief, wie du siehst."

„Von der Herzallerliebsten, ja?"

„Von meiner Mutter."

„Du, Bopp."

„Was willst?"

„Na, sag' mal, hast du zufällig eine Zigarre bei dir, ja?"

„Leider nicht."

„Hm. Auch im Spind nicht?"

„Nein."

„Hm. — — — Du, Bopp."

„Was willst?"

„Geh, hol mir mal einen Stuhl von der Mannschaftsstube heraus."

„Hieher?"

„Ja, hieher."

„Zu was denn?"

„Na, zum Sitzen! Kamel einfältiges, ja? Aber einszweidrei, ja? Und steck deinen Wisch ein, ja?"

„Zu Befehl."

Richard holte den Stuhl. Dann lehnte er wieder an die Mauer und las seinen Brief.

„Du, Bopp."

„Was gibt's?"

„Na, geh' doch mal in die Kantine 'nüber und hol' mir ein paar Zigarren, ja? Sieben um zwanzig, ja? Hier ist Geld. Aber einszweidrei, ja?"

„Zu Befehl."

Richard ging die Zigarren holen.

„So, Vetter, nun is gut. So, und nun kannst du ja den Stuhl wieder 'reintragen, ja? Ich werd' mich jetzt ein Weilchen ins Gras legen."

„Und ich werd' mich jetzt ein Weilchen in die Kantine 'nübermachen."

„Aber erst muß der Stuhl 'rein, ja?"

„Vielleicht nehm' ich ihn mit, wenn ich von der Kantine 'rüberkomm'."

„Ob der Stuhl jetzt einszweidrei verschwindet, frag' ich. Ja?"

„Wenn kein Wunder geschieht, nicht", sagte aber der Gemeine Bopp und schritt der Kantine zu.

„Gemeiner Bopp!"

„Was willst?"

„Du, Bopp, paß mal auf!"

„Ja, ja."

— — — — — — — — — — — — — — —

Nach zwei Monaten wurde der Soldat Bopp wegen Herzschwäche verabschiedet. Aber die Soldatenzeit ist ihm immer gegenwärtig geblieben, und er hat allemal kein Ende finden wollen, wenn er davon ins Erzählen geriet. Namentlich jener Siwertz und der Gefreite Wollinsky sind ihm im Gedächtnis haften geblieben.

Nach dem Militärdienst kam Richard wieder aufs Kontor. Wie vorher half er noch weitere sieben Jahre lang dem Vater und dem alten Stephan, ohne daß sich dabei viel Nennenswertes ereignet hätte.

Das Jahr 1880 war ein böses Jahr. Richards Mutter verunglückte auf einer Schlittenfahrt und mußte, ohne daß sie wieder zum Bewußtsein gekommen wäre, bald darauf sterben. Das waren trübe Tage. Um

so unbegreiflicher war es vom Vater, daß er, ehe noch die Trauerzeit ihr Ende erreicht hatte, drei Vierteljahre darauf allen Ernstes eine zweite Ehe mit der verwitweten Husarenwirtin eingehen wollte. Richard hat damals viel Herbes durchgemacht.

Er selber unterhielt zu jener Zeit eine glühende Neigung zu der Tochter eines Beamten, die seine Leidenschaft auch erwiderte, zum Unglück aber kein Vermögen besaß. Schließlich gelang es dem Sohne und den Verwandten, den Vater von einem unüberlegten, nie wieder gutzumachenden Schritte abzubringen. Der Vater fügte sich widerwillig und ging eine ganze Weile nicht mehr zum Abendschoppen. Bis er einmal wiederkam, war die Tischgesellschaft im „Husaren" zersprengt, teilweise wegen eben jener Liebesaffäre, die schöne Witwe zum „Husaren" aber war mit ihm tatsächlich verfeindet, ein Umstand, der ihm, da er im Verlaufe der Zeit ohnehin kühler geworden war, das endgültige Entsagen entschieden erleichterte. Drei Jahre darauf, im Herbst 1883, folgte dann der Vater der Mutter im Tode nach. Und noch auf dem Krankenbette hat er dem Sohne und den Verwandten gedankt, daß sie ihn damals von einer letzten Torheit abgehalten. Dafür hatte er auch die Freude noch erleben dürfen, Richard als glücklichen Bräutigam zu sehen. Herr Richard Bopp stand bereits im vierunddreißigsten Lebensjahre, als er am 11. Mai 1884

zur Ehe schritt. Die schon berührte Liebe zu der bildhübschen Beamtentochter Irmgard Hilger hatte ihn immer wieder zögern lassen. Als er aber fühlte, daß ein Entschluß desto schwerer wurde, je länger er zuwartete, und als er gewahr wurde, daß ihm bereits graue Fäden um die Schläfen hingen, auch Irmgard immer unzweideutiger zu erkennen gab, daß sie nun ein Entweder-Oder verlange: brach er diese Liebe ab. Er hat den wohlüberdachten, vernünftigen Schritt nie bereuen müssen. Übrigens ist ihm Irmgard bald in der Vermählung nachgefolgt. Sie heiratete den sehr vermöglichen Kaufmann Friedrich Kleesattel, einen weitläufigen Verwandten der Boppschen Familie. Und alle Beteiligten haben sich bald glücklich in alles gefunden, und die Bopps und die Kleesattels sind später oft beisammen gesessen und haben so manchesmal über so manche harmlose Jugendstunde miteinander geplaudert und herzlich gelacht und der Welt gezeigt, daß ein guter Humor über vieles im Leben hinwegkommt.

Vier Jahre nach der Verheiratung kam Herr Richard Bopp durch das Vertrauen seiner Mitbürger in das Ratskollegium der Stadt. Er ist von der damaligen recht harmlosen sogenannten Fortschrittspartei auf den Schild erhoben und glänzend gewählt worden, trotz der wildagitierenden Gegner, die die Fortschrittlichen mit dem gehässigen Namen „Wasser-

partei" belehnten, da sich der Streit zur Wahlzeit namentlich um die zu erbauende städtische Wasserleitung drehte. Herr Bopp, der Ziegeleien ohnehin müde, verkaufte nun dieselben, eine günstige Gelegenheit nutzend, noch im gleichen Jahre, um in der Folge ganz seiner Gesundheit und dem Wohle der Stadt leben zu können. Die städtische Wasserversorgung im besonderen, die damals die Gemüter in so große Erregung versetzte und die Stadt in zwei grimmige Hälften teilte, ist, wenn selbstredend nicht das Werk, so doch das verdienstvolle Mitwerk des Herrn Bopp. Er ist sogar der Wasserversorgung wegen in einer Wählerversammlung ordentlich ins Handgemenge geraten und hat dabei von einem Schuhmachergehilfen, der übrigens nicht einmal wahlberechtigt war und noch viel weniger in irgendeiner Weise zu den Steuerzählern rechnete, mit einem Stuhlfuß einen Schlag über das Gesicht und das linke Auge erhalten, daß ärztliche Hilfe in Anspruch genommen werden mußte. Herr Bopp jedoch ist verbundenen Auges in der Ratssitzung erschienen und hat eine große Rede gehalten, der man wohl die endgültige Entscheidung zu danken hatte. Er hat auch auf Zureden seiner Freunde diese Rede nachträglich auf ein Blatt drucken und einrahmen lassen. Ebenso hat er, nicht aus Eitelkeit, wohl aber seiner Gattin zu Gefallen, in der Augenbinde einem damals

zufälligerweise in der Stadt hausierenden Münchener Kunstmaler gesessen und sich um billiges Geld ein schönes Porträt anfertigen lassen, mit dem heimlichen Gedanken, es einmal der Stadt für den Rathaussaal zu stiften und so noch kommenden Geschlechtern in dieser stillen Art ein Beispiel zu sein. Während der Wahlzeit sind dem Herrn Bopp des ferneren die Fensterscheiben eingeworfen worden. Man hat den Täter auch in der Person eines ehemals in der Lissenziegelei beschäftigten Zieglers herausgebracht, der die Wasserzeit für seine eigene Rache in Anspruch genommen hatte. Herr Bopp aber ist großmütig genug gewesen und hat dem Ziegler verziehen und auf Anzeige und Bestrafung verzichtet.

An der einige Jahre später erfolgten Erneuerung des Stadtbauplans sowie an der Erbauung der Gasanstalt hat der Herr Stadtverordnete Bopp gleichfalls tüchtig mitgeholfen. In das Jahr 1892 fällt dann die Sängerfahrt nach der Schweiz, nach Zürich, über den Gotthard nach Lugano und Mailand, an welcher Herr Bopp als Ehrenmitglied der Liedertafel teilnahm. Es war dies eigentlich die einzige größere Reise, die er in seinem Leben unternommen. Als er die beiden Ziegeleien noch besessen hatte, war er wohl dann und wann geschäftshalber auswärts gewesen, aber sehr weit war es nie gegangen. Er lieferte seine alte gute Ware und hatte seine alten guten Kunden

in der Stadt und deren Umgebung. Wozu also herumkutschieren, wenn die Leute einem ins Haus liefen?, und wozu die Fremde abklopfen, wenn man es daheim so schön hatte und die gewohnte Küche und das eigene Bett und den unentbehrlichen Stammtisch im „Greifen" hatte, und was in fremden Städten und Ländern tun, wo einen niemand kennt und niemand den Hut zieht und sagt: „Wünsch guten Tag, Herr Bopp, wie geht's der Frau Gemahlin, und was macht die Gicht?"

Nun war er auf dieser Sängerfahrt wenigstens von den eigenen Landsleuten umgeben, die ihm, wenn nötig, vor den Fremden den schuldigen Respekt, ohne den er nicht leben mochte, verschafften und dem Zahlkellner bedeuteten: „Sie, Herr Ober, das ist fein unser Herr Bopp, der Herr Stadtverordnete, unser geschätztes Ehrenmitglied, und nun sorgen Sie, bitte, gleich dafür, daß dem Herrn das Bier gestaucht wird, denn er kann nichts Kaltes vertragen. Und Sie, Herr Pförtner, geben Sie ja dem Herrn da, unserem Herrn Stadtverordneten, ein recht gutes Bett, nicht gegen die Außenwand oder gegen eine Tür hin, sondern hübsch gegen eine Innenwand hin. Wir bitten darum! Und Sie, Schaffner, da rauchen Sie mal eine Zigarre, und nun seien Sie vielmal so freundlich und gedulden Sie sich noch ein wenig. Der Herr da, der Herr Stadtverordnete, wird seine Fahrkarte schon noch finden,

wir stehen gut dafür. Lassen Sie den Herrn nur gemütlich die Taschen durchstöbern."

Das war ihm außerordentlich angenehm gewesen. Er war aber auch erkenntlich dafür und hat der Liedertafel noch auf der Reise eine ganz erkleckliche Summe als „Senfkorn", wie er sich ausdrückte, übergeben. Doch hatte die Sängerfahrt neben dem vielen Schönen und Sehenswerten auch manche Unannehmlichkeit gebracht. Der mit Öl zubereitete Blumenkohl von Bellinzona und das in Lugano eingenommene sogenannte Diner zum Beispiel sind ihm ewig im Gedächtnis geblieben. Herr Bopp hat viel und gern davon erzählt und auch jenes kleine Reiseerlebnis so oft zum besten gegeben, daß wohl kaum mehr jemand in der Stadt ist, der nicht davon gehört hätte. Er hat auch seiner Gattin gegenüber kein Geheimnis gemacht, obwohl die Erzählung in einem Punkte wenigstens ein bißchen heikel war. Die Geschichte passierte auf der Herfahrt in der Stadt Bern, wohin die Liedertafel sich noch einen kleinen Abstecher leistete, um die dortigen Hallengänge und die merkwürdigen Gletschermühlen, die ein Vereinsmitglied so gerühmt hatte, zu besichtigen.

Nach einem wohlbenützten Nachmittage verbrachte man hier den Abend im gemeinschaftlichen Quartier, einem hübschen, kleineren Gasthofe, mit verhältnismäßig geräumiger, aber sehr gemütlicher Wirtsstube

und bildschöner Wirtin. Man aß hier auch wieder einmal wirklich gut und trank einen hellen Gelbwein vom Genfer See, der einem kräftig die Nase hinauffuhr und Zunge und Stimme einölte. Die Liedertafel sang Lied auf Lied bis tief in den Morgen hinein, und die anwesenden Berner Bürger ließen es an Beifall nicht fehlen. Es war sozusagen ein deutsch-schweizerisches Verbrüderungsfest im kleinen, das man hier feierte. Die schöne Wirtin aber mit dem dunklen Prachthaar, den feurigen Augen und den wundervollen Zähnen schenkte immer fleißig ein und legte dem Herrn Stadtverordneten, wenn sie die Gläser über den Tisch hinweg ihren Gästen reichte, die weiche Hand auf die Schulter, und wenn der Verein einmal eine Trinkpause machte, schob sie unentgeltlich eine neue Platte in den in der Stube aufgestellten Spielkasten.

Herr Bopp war an jenem Abend in bester Laune. Er knauserte auch keineswegs mit seiner Barschaft, sondern ließ erst ein paar Franken und dann noch einige Goldfüchse auf den Tisch springen. Zu guter Letzt aber gab er der Wirtin einen Kuß auf die runde Wange.

Er war wirklich verliebt und tanzte in der Weinlaune oben im Gang vor den Schlafzimmern noch einen närrischen Schottisch. —

Anno 1894 gewann Herr Bopp in einer Baulotterie zweitausend Mark, die er jedoch sofort dem

Bürgermeister zum Besten der Stadt überreichte. — Das Jahr 1895 wollte es, daß der seelengute Herr Stadtverordnete einen Prozeß vor Gericht zu bestehen hatte.

Das war also gekommen: In dem Hause der Becherlehenstraße — Herr Bopp besaß im ganzen drei Häuser —, das er an fünf Partien vermietet hatte, waren auf 1. Oktober die Schuhmacherseheleute Klotzbücher ausgezogen, nachdem sie dem Mietsherrn vorher schon Jahre hindurch allerlei Widerwärtigkeiten bereitet hatten. So ließ die Frau Klotzbücher unter anderem, entgegen dem geschriebenen Mietvertrag, der bauliche Veränderungen nur mit ausdrücklicher Einwilligung des Hauseigentümers erlaubte, auf eigene Faust ein langes Eisen in die Küchenwand schlagen, das sie, wie sie nachher angab, zum Aufhängen des Küchengeschirres brauchte, weil die Küche bloß drei Wände habe und zwei davon schief wären. Dies geschah noch ein halbes Jahr vor dem Umzuge und war um so herausfordernder, als die Klotzbücher volle zehn Jahre ohne Aufhängeeisen ausgekommen war, trotz der drei Wände, von denen zwei schief seien. Selbstverständlich hätte der Herr Stadtverordnete von dieser geringfügigen Sache nicht weiter Notiz genommen, wenn nicht die Frau sich so unzart aufgeführt und ihm in der Gereiztheit noch zugerufen hätte, das Eisen wäre ihr Eigentum, und sie werde

es auch wieder herausbrechen lassen und wenn die kranken Wände darüber zusammenfielen! Das war doch zuviel. Als die Klotzbücher sich vollends vor seinen eigenen Augen daran machte, das Eisen herauszubrechen und ihr Mann daneben stand und zusah und kein Glied dagegen rührte und die Schusterskinder dazu lachten, ließ Herr Bopp sich vom Jähzorn dermaßen hinreißen, daß er die Küchentüre zuschlug, den Schlüssel von außen umdrehte und die ganze Familie in die Küche mit den drei Wänden sperrte und dann fortstürmte, um die Polizei zu holen. Die Schuhmachersleute aber schlugen unterdessen Lärm. Und die Frau schrie zum Fenster hinaus, sie werde aufs Pflaster springen, wenn die Türe nicht sofort geöffnet werde. Und die Kinder weinten jämmerlich.

Schließlich stieg die Klotzbücher vom Kreuzstock aus aufs Plattendach und gebärdete sich so toll, daß zuletzt die Feuerwehr ausrücken und die Rasende herunterholen mußte.

Der ganze unerhört lächerliche Vorfall und der darauffolgende Prozeß waren dem biederen Herrn Stadtverordneten überaus peinlich gewesen. Er hat damals sogar seine beiden Mietsgebäude veräußern wollen, ist aber in der Folge wieder davon abgekommen.

Die Jahre 1896 bis 1900 verliefen in Stille und Frieden.

Das Jahr 1901 brachte den in seiner Art großzügigen Stadtsanierungsplan, an welchem Herr Bopp noch einmal hervorragend beteiligt war. Diesmal wurden ihm weder die Scheiben zerbrochen, noch wurde er von einem Raufbolde belästigt.

Im Jahre 1902 holte der Tod zwei der vertrautesten Freunde des Stadtverordneten vom Stammtisch im „Greifen" weg, den Spitalverwalter Gimming und den Gewerbebankvorstand Kohleisen.

Herrn Bopp ist der Tod dieser Freunde sehr nahe gegangen, und sein altes Magennervenleiden, das gerade um diese Zeit wieder heftiger auftrat, hat sich dadurch natürlich nicht gebessert.

Schon vom Januar 1903 ab ereignete es sich, daß er wieder und wieder vom Stammtisch und auch von der Dienstagszusammenkunft des Pfeifenklubs wegbleiben mußte.

Die Jahre 1904 und 1905 jedoch sind wider alles Erwarten noch einmal recht erträgliche gewesen. Herr Bopp hat in dieser Zeit sogar noch ein neues schönes, und man darf es wohl sagen, das weitaus schönste und geschmackvollste Gartenhaus der Stadt auf dem Baumgut in der Pfeilhalde erbauen lassen und hat hier noch an so manchem schönen Sommernachmittage seine Pfeife ins Grüne hinein geraucht, hat ein Schälchen Kaffee mit Kirschwasser oder Tee getrunken, hat seine Zeitung studiert und

dann noch ein Stündchen lang Raupen von den Sträuchern gelesen.

Der Winter 1906 hat ihn dann plötzlich hart angefaßt und ihn monatelang aufs Lager geworfen. Und als er im Frühjahr darauf wieder ein Stückchen spazieren gehen konnte, haben ihn die Leute nur so angeschaut. Immerhin hielt seine zähe Widerstandskraft noch zwei Jahre hindurch stand. Bedächtigen, mühsamen Schrittes hat man ihn die letzte Zeit her noch dann und wann durch den Stadtgarten und den Sulzerrain entlang promenieren sehen, von zwei hübschen, dunklen Dachshunden mit rotbraunen Beinen begleitet. In den letzten Monaten passierte es ihm bereits wieder und wieder, daß er die Vorübergehenden nicht mehr erkannte oder in Gedanken einen Gruß übersah: schon Zeichen des nahen Endes.

Kinder sind der Familie Bopp versagt geblieben. Dieses Unglück haben die Ehegatten lange nicht verschmerzen wollen, haben sich aber späterhin ins Unabänderliche tapfer zu schicken gewußt.

Der Tod des Herrn Stadtverordneten ist dann ohne eigentlichen Kampf erfolgt. Es war vielmehr nur ein sanftes, stilles, leichtes Hinüberschlafen in eine andere und schönere Welt.

Dies ist nun die treue Lebensgeschichte des heimgegangenen Herrn Nachbars.

Nachdem ich meine Arbeit beendigt hatte, las ich sie einem meiner Freunde vor, den ich in solchen Fällen immer gern um Rat angehe. „Nun, wie findest du die Lebensbeschreibung?“

„Hm, nicht so schlecht, nur hat der Mann da überhaupt nie gelebt.“

„Wieso denn?“

„Wieso denn? Na, weil er ganz einfach nicht gelebt hat.“

Auch die Schriftleitung des „Schatzes für Alle“, der ich hierauf die Erzählung zusandte, ließ dieselbe wieder eilends an mich zurückgehen mit der wohlwollenden Bemerkung: „Daß man von der Arbeit zwar mit Interesse Kenntnis genommen, daß man aber der Aufschrift zufolge eigentlich doch etwas anderes, vor allem die getreue Schilderung eines ganzen Menschenlebens erwartet habe und nun leider nicht in der Lage wäre, von dem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen.“

Und doch habe ich die ganze Lebensgeschichte des Herrn Bopp richtig wiedererzählt. Darum werde ich nicht ruhen, bis ich mein Versprechen eingelöst habe.

Der Kopf ohne Mann

Man sollte nie ein Schlafmittel nehmen, oder doch zum mindesten gleichzeitig ein Mittel gegen böse Träume. Ich sagte dies schon immer, wo ich nur Gelegenheit hatte. Auch zu meinem Freund, dem Nervendoktor, sagte ich es. Er hat auf meinen Rat nichts gegeben. Er sei Fachmann, sagte er. Er hat es schwer büßen müssen.

Er nahm das Mittel, solange ich mich noch entkleidete, und in kurzer Zeit schon schlief er den tiefsten Schlaf, während ich auf den Vortrag im X . . . saal immer noch nach Stunden kein Auge schließen konnte. Ich versuchte alles mögliche, um meinen Kopf zu vergessen. Umsonst. Plötzlich hub der Nervendoktor an zu reden. Ich gab ihm gleich Antwort, und ich bildete wohl, da unser Zwiegespräch nicht einmal so unlogisch ausfiel, irgendeine seiner Traumfiguren.

„Fürchterlich, wie das Ding ausschaut", keuchte er.

„Allerdings", sagte ich teilnehmend.

„Wie man nur solch einen riesigen kugelrunden Sarg bauen kann, und wie man nur dieses Schauderding am glockenhellen Tag durch die belebte Straße führen mag!"

„Wahrscheinlich hat man sich nicht anders behelfen können", sagte ich aufs Geratewohl.

„Der Tote war der bedeutendste Mann der Zeit, wenn nicht des ganzen Jahrhunderts", behauptete der Doktor.

„Gewiß", pflichtete ich ihm bei.

„Er kannte doch die Dschatakas des Buddha wie das Vaterunser und das Oskische so gut wie das Oberschwäbische, das seine Muttersprache war."

„Da haben wir's", sagte ich, weil ich nichts anderes darauf zu sagen wußte.

„Er konnte doch zum Beispiel das angelsächsische Wörterbuch auswendig von rückwärts aufsagen."

„Keine Kleinigkeit", sagte ich.

„Er kannte Kant, Plato, Catull, Sudermann, Petrarca und alle die anderen besser als seine Hosentasche; er hat auch ein Dutzend Bücher über Goethe geschrieben und wollte eben noch die Briefe von Kiderlen-Wächter herausgeben."

„Oho", sagte ich.

„Er war in unserer Religion erzogen, ging aber nachher über den Glauben des Konfuzius und den Monismus zur Herrnhuterei über. Später hat er eine eigene religiöse Gemeinde gegründet und zahlreiche Anhänger gefunden."

„Der Mann muß keinen kleinen Kopf gehabt haben", sagte ich.

„Das ist es ja eben," keuchte der Doktor, „darum diese Riesenkugel."

„O weh", sagte ich mitleidig.

„Wie man nur die Kugel so hart an den Wagenrand stellen mochte! Sie kann ja jeden Augenblick herunterfallen. Herrgott, so was!"

„Vielleicht ist sie angeschraubt", beruhigte ich den Doktor.

„Habe ich es Ihnen nicht gleich gesagt? Nun werden sie die Kugel nicht ins Krematorium hineinbringen und also mitten auf dem Markt verbrennen müssen?"

„Das wird keine weiteren Schwierigkeiten haben", sagte ich.

„Herrgott, das riecht ja gräßlich", behauptete der Nervendoktor.

„Wie es eben riecht, wenn ein Kopf verbrannt wird", sagte ich.

„Sehen Sie denn nicht, daß lauter Käse aus der Kugel fließt? Geben Sie acht, wenn wir uns jetzt nicht davonmachen . . . Herrgott, ich . . .!"

„He, Doktor!" stieß ich den Freund an, „nun ist's genug; wenn ich mich nicht irre, habe ich soeben den Pförtner vor der übernächsten Tür sagen hören, es sei jetzt fünfe, was mir sehr lieb ist, da ich ja doch nicht schlafen kann."

„Geschieht Ihnen grad recht, warum haben Sie kein Schlafmittel genommen“, sagte der Nervendoktor erwachend und sogleich in seinen sachlichen Berufston verfallend.

„Ich danke,“ sagte ich, „ich möchte nicht ein zweites Mal die Kultur verbrennen.“

Krieg am Kanal

Wer heute an der freundlich aufgeweißten Krämerei des Benedikt Schnieringer vorbeikommt und den Hauseigentümer mit zufriedener Miene auf der grün gestrichenen Lehnbank im kleinen Hofe sitzen sieht, der wird hier gewiß nichts Besonderes wittern und wird es kaum glauben, wenn man erzählt: Dieser Mann da, der sich jetzt so schwerfällig und mühsam mit Hilfe eines Stockes auf die Beine hilft und die paar Schritte zum Gartenzaun so ingrimmig tapfer ausführt, dieser Mann da habe vor Jahren einmal einen furchtbaren Handel ausgefochten, der ihm beinahe sein warmes, gemütliches Leben zerbrochen hätte.

Das ist nun freilich schon lange her und längst verbüßt und vergeben, aber vergessen ist es nicht. Und der alte Benedikt liebt es heute noch nicht, danach ausgefragt zu werden.

„Da, nehmt lieber eine Prise, wenn's gefällig ist, und laßt das Vergangene, wo es ist", entgegnet er.

Doch man darf jetzt den Herrn Schnieringer nur gleich in Ruhe lassen und von etwas ganz anderem zu reden anfangen und etwa fragen: „Sie haben wohl das Rheuma, weil Sie mitten im Sommer einen gefütterten Handschuh an der Linken tragen?"

Der Benedikt wird dann gerne das so eröffnete Geplauder weiterspinnen, und man darf fast sicher sein, nachher auch die bitterböse Geschichte von damals dreinzubekommen.

„Wovon ist Ihr Handschuh, Herr Schnieringer?"

„Mein Handschuh? Der ist von Leder, wie Ihr seht, und mit Schafwoll' gefüttert. Und schaut nur hinunter nach meinem rechten Fuß, da sitzt die gleiche Lumperei."

„Aha, der Schuh am Fuß ist auch gefüttert?"

„Akkurat wie der an der Hand. Und ich möcht' meinen Rheumatis ohne dieses Mittel nicht aushalten."

„Ist es wirklich das Rheuma?"

„Rheumatis und Gicht, alle beide."

„Wie lange tragen Sie schon daran?"

„Wie lange? Länger als mir lieb ist. Seit fünfzehn Jahren oder noch länger."

„Wohl Erkältungen?"

„Ja", sagt der Benedikt und langt den Bierkrug mit der Rechten vom Fenstersims herunter, „vom Erkälten kommt's wohl her, aber auch von den rauhen Winden und vom Nebel, namentlich vom Nebel; den spür' ich schon drei Tag im voraus."

„Vielleicht wird es mit der Zeit wieder besser, Herr Schnieringer."

„Das glaub' ich kaum. Ich werd' jetzt nach Martini einundsiebzig. In dem Alter ist man gott-

froh, wenn's nicht minder kommt. Es könnte noch viel schlimmer sein, und man müßte es auch haben. Gibt es doch Leute, die ihr Lebtag krank sind und doch auch nicht sterben wollen. Überhaupt bringt das Leben dem Menschen so mancherlei, bis er sich aufs Totenbett niederstreckt; dem einen früher, dem anderen später; vergessen wird keiner. Drum ist's am gescheitesten, man bleibt mäuschenstill und schreit nicht, solange man es vermachen kann. So hab' ich es wenigstens gehalten. Und ich hab' auch schon so mancherlei durchgefochten, Schweres und weniger Schweres, Unverdientes und Einfältiges. Ja, sogar am Verzweifeln bin ich einmal gewesen und hab' mir den Tod geben wollen, und dazu wegen einer Sache, die es wirklich nicht wert gewesen wäre. Das würdet Ihr mir nicht ansehen, he?"

„Gewiß nicht, Herr Schnieringer."

„Ich kann's ja selber kaum mehr begreifen. Und ich lache heute darüber. Aber dazumals war es mir bitter ernst. Denn ein dummer Hitzkopf bin ich von jeher gewesen. Ich hab's freilich schwer büßen müssen.

Hab' damals so ein schönes Geld zusammengespart gehabt. Mein Weib hat seinerzeit auch noch ein paar Batzen mitgebracht. Kinder sind keine dagewesen. Und so hätten wir es wirklich schön und sorgenlos beieinander haben können. Wir hatten

uns auch alles so schön ausgedacht gehabt. Ich hab' mir das Haus in der Wuhrstraße angekauft. Seid Ihr dort bekannt, in der Wuhrstraße?"

„Jawohl, Herr Schnieringer."

„Gut, dann wißt Ihr auch das Haus. Gleich das erste neben der Brücke, wenn man vom Obern Tor herkommt, auf der Seite gegen den alten Markt hin, das Haus mit dem gebrochenen Ziegeldach. Die Ziegel vom Unterdach sind neu und heut noch rot; die hab' ich seinerzeit hinaufsetzen lassen; die obern sind alt und braun, wenn nicht schwarz. Könnt Ihr Euch das Haus vorstellen?"

„Jawohl, Herr Schnieringer."

„Dann habt Ihr auch ein Bild von dem kleinen Kanal, der hart am Haus vorbeigeht. Übrigens ist es ja eigentlich kein Kanal, sondern ein Bach mit klarem Wasser. Ich hab' damals dem spiegelblanken, blauen Wasser zulieb Enten gehalten, lauter schneeweiße — wenn der Schnee überhaupt so weiß sein kann — mit kohlschwarzen Punktaugen und mit gelben Schnäbeln und Füßen.

Soweit wäre nun alles recht und gut gewesen, und ich säße wohl heute noch froh und gemütlich am Fenster über dem blanken Wasser und könnte heute noch meine Pfeife von dort aus hinunterrauchen und den Enten zuschauen und ihnen Kartoffelschelfen zuwerfen, — — — wenn die Unglücksgeschichte nicht

passiert wäre, die mich mein Geld und schier den Verstand gekostet hat. Wollt Ihr nicht noch eine Prise nehmen?"

„Gerne, Herr Schnieringer."

„Man sollte das Leben von hintenherein nach vornenhin leben können, dann bliebe einem sicherlich manche Dummheit erspart. Dann hätt' ich zum Beispiel dazumals, als ich mein Haus erstanden und so seelenvergnügt zum Fenster hinausgeschaut habe, sofort am Türpfosten des Nachbarhauses über dem Bach drüben einen länglich-runden, fetten, dunklen Fleck entdeckt und hätte mir gleich gesagt: aha, dort drüben in dem Rasierladen, den du nun dein Lebtag vor dir haben wirst, wohnt der Mathias Glöckler, der größte Tagdieb auf der Welt, der noch einmal dein Todfeind und dein Unstern werden wird, wenn du das Haus nicht sobald als nur möglich wieder losschlägst. Oder ich hätt' vor dem Kauf noch ein Weilchen oder doch mindestens noch an jenem Tag bis zum nächsten zugewartet, dann hätt' ich den Glöckler ja alsbald an der Arbeit gesehen. Weil man aber, wie gesagt, das Leben leider nicht von hinten herein leben kann, so hab' ich weder den Glöckler noch den Fettfleck gesehen. Ich hab' auch den Menschen, selbst nachdem ich mit ihm bekannt worden war, noch lange nicht durchschaut. Ihr schnupft doch noch einmal?"

„Jawohl, jawohl, Herr Schnieringer."

„Ja, ich bin sogar so gottsträflich einfältig gewesen und hab' in meiner Dummheit ein ‚Guten Morgen' und ‚Guten Tag, Herr Nachbar' und ‚Wie steht's, Herr Nachbar?' ums andere über den Bach hinübergerufen und hab' mich im Namen meiner schneeweißen Enten bedankt, wenn der freigebige Glöckler mal einen Klunker ins Wasser gespuckt hat. Doch, Ihr wißt ja noch gar nicht, wer der Glöckler eigentlich ist und was der dunkle Fettfleck am Türpfosten zu bedeuten hat. Aber paßt nur auf, ich will Euch den Herrn mitsamt dem Fleck erklären. Seid also so gut und stellt Euch einen mittelgroßen, hellblonden, runden, gesunden, rotgesichtigen Menschen im Alter von achtundzwanzig bis dreißig vor. Und denkt Euch ferner, der Mann ist Friseur und hat eine weiße und nicht gerade besonders saubere Rasierbluse an. Und denkt Euch dazu, dieser Glöckler hat eines der besten Geschäfte in der Stadt übernommen, hat einen Gehilfen und einen Lehrjungen und hat eine junge Frau, die ihm das Geld zum Rasierladen in die Ehe mitgebracht hat, und ist, wie ich schon gesagt habe, gesund wie ein Hecht: und kennt keine andere Arbeit, als den ganzen langen Tag unter der Haustüre stehen und auf die Straße hinaus zu gaffen und den Nachbarsleuten die gute Laune aus dem Leibe herauszugucken.

Ich könnte Euch den Faulpelz heute noch auswendig hinmalen, wie er mit kreuzweisen Füßen unter der Türe lehnt und die linke Hand am Pfosten aufstützt. Und nun wißt Ihr auch, wo der dunkle Fettfleck herkommt, den man aber nur sehen konnte, wenn die Hand des Faulenzers gerade beim Vesper war oder die Rasierstube zufällig wieder einmal mit Kunden voll war, was sich aber natürlich immer seltener traf, weil kein Mensch zu einer Haustür hineinmag, die durch zwei Zentner Fleisch versperrt ist.

Ich muß sagen, ich hab' mich damals in der Seele geärgert, wie ich das schöne Geschäft hab' so den Krebsgang gehen sehen. Und dann will man doch auch nicht immer das gleiche Gesicht vor sich haben, wenn man zum Fenster hinausguckt. Geträumt hab' ich zuletzt von dieser Larve. Der Glöckler hat sich aber durch nichts drausbringen lassen. Er hat auch nichts gemerkt oder vielmehr nichts merken wollen, wie ich mich absichtlich zurückgezogen habe, um ihm die eine Hälfte vom Tag oder meinetwegen noch den Dreiviertelstag freiwillig zu überlassen. Er ist auf keinen Vertrag und keinen Vergleich eingegangen, sondern hat den vollen, langen Tag und die ganze, weite Straße und den Kanal und die Brücke und alles ganz allein für sich haben wollen.

Ich hab's sogar noch versucht und hab' mir bei dem Menschen den Bart stutzen lassen, aber auch

das hat nichts geholfen: ‚Schön guten Morgen, Herr Nachbar‘, hat er mich angelogen, hat mich an der Türe durchgelassen, hat mich dem Gehilfen übergeben und hat sein Tagwerk fortgesetzt. Selbstverständlich hab' ich von da ab mein übriges Barthaar irgendwo anders unter die Schere gegeben. Nun werdet Ihr sagen, an Eurer Stelle hätt' ich ganz einfach den Glöckler Glöckler sein lassen, wär' unter dem Kreuzstock gelegen und hätt' meine Augen spazieren geführt, wohin sie gewollt hätten.

Das hab' ich mir auch immer fest vorgenommen, aber fertiggebracht hab' ich es nicht. Und oft gerade nach den heiligsten Vorsätzen hab' ich in der Hitz' den Fensterflügel zugekracht und hab' einen Drohblick nach dem Menschen hinübergeworfen, oder hab' die Vorhänge vorgerissen und hab' ein paarmal auch die Fensterläden am glockenhellen Tag zugeschlagen. Ich hatte mir doch mein Haus gekauft, um ein bißchen Ruhe und Unterhaltung zu haben, oder nicht? Und ich hatte doch eigentlich das Recht hierzu. Ich hatte meine Zeit gearbeitet und mir mein Geld sauer verdient. Und ich war um gute zwanzig Jahre älter als der Glöckler da. Ich hab' mir doch die Augen, die der Mensch zu mir heraufgeschickt hat, nicht brauchen bieten lassen, und hab' mir doch nicht gefallen lassen müssen, daß er mir zum bloßen Possen meine Enten aus dem Kanal lockte und an seinen

Hausstein hinlockte. Drum hab' ich ihm auch einmal durch eine Waschfrau einen Laib Brot hinübergeschickt und hab' ihm nebst einem schönen Gruß sagen lassen, er möchte so freundlich sein und sein Hausbrot selber essen; für die Enten werde von mir und von Gott Vater im Himmel schon gesorgt werden; wenn er aber das Entenfüttern ohne Seelenschaden nun einmal nicht aufgeben könne, dann solle er wenigstens das Brot bei mir hüben holen, es werde seiner werten Gesundheit nur gut tun, wenn er hier und da ein wenig Bewegung habe.

Wißt Ihr, was er darauf getan hat? Das Brot hat er in Empfang genommen, hat sich gegen mein Fenster her verneigt, hat einen Stuhl unter seine Haustür gestellt, hat den ganzen großen Laib langsam in dünne Schnittchen zerlegt und an meine Enten ausgeteilt. Fast den vollen Nachmittag hindurch hat dieses Fastnachtspiel gedauert, und die Leute sind stehen geblieben und haben mir ein verrücktes Gelächter über den Bach herübergeworfen. An selbigem Nachmittag war es auch, wo ich zum erstenmal meine Doppelflinte von der Wand heruntergelangt und nach meinen Patronen gesucht habe. Zum Glück hab' ich die Büchse wieder zeitig an den Haken gehängt und bloß eine Faust gegen den Glöckler hinüber geballt. Der aber hat sich nicht warnen lassen, sondern hat mich ins Gesicht hinein verlacht

und verspottet. Und damit nicht zufrieden, hat er nun gleichfalls einen Entenstall an sein Haus bauen lassen und hat ebenfalls Enten eingetan, gleich noch einmal soviel, als ich hatte, und auch lauter schneeweiße mit schwarzen Augen und gelben Schnäbeln.

Ihr könnt Euch denken, daß die Tiere von nun an fortwährend untereinander waren und bald nicht mehr gewußt haben, in welches Loch sie gehörten. Es hat auch nichts genützt, als ich den meinigen ein rotes Zeichen um den Hals gebunden habe. Der boshafte Glöckler aber hat nur gelacht, wie ich einmal im Unwillen nach den Tieren geworfen und eines von den meinen getroffen habe, und er hat mich beim Gericht verklagt, als ich am Samstag vor Pfingsten im ersten Zorn eines von den seinen totgeschlagen habe.

Auch wegen Beleidigung hat der Mann mich einmal Strafe zahlen lassen. Er selber aber hat nie den Mund aufgetan und ist so immer im Recht gewesen.

Ihr werdet mir glauben, daß mir diese Sachen den Bach und das Haus und das Privatisieren und alles verleidet haben. Aber ich hab' doch mein Anwesen nicht um den Spott verkaufen mögen. Wenn aber einer einmal etwas loshaben will, dann spürt's der andere schon zum voraus, und dann ist das Gut auf einmal entwertet.

Verzeih mir's Gott! Hab' ich diesen Glöckler gehaßt! Ich vermag es heute gar nicht mehr zu sagen, was ich ihm dazumals alles an den Hals gewünscht habe. Aber nachgeben hab' ich doch auch nicht können.

Ich hab' jetzt meine weißen Enten alle verkauft und hab' dann erdbraune mit hellem Halskragen und blauem Band am Flügel aufgekauft, wieder lauter teure, wunderschöne Tiere. Gleich drei Dutzend hab' ich diesmal eingesetzt. Und ich hab' in mir drinnen geschworen, wenn nun der Glöckler nicht vernünftig werde und etwa auch wieder die gleichen Enten anschaffte, dann wolle ich, so wahr ein Gott im Himmel sei, der Geschichte ein Ende machen.

Das war am zehnten September.

Zwei Tage lang ist weiter nichts geschehen.

Am dreizehnten September aber haben Glöcklers weiße Enten plötzlich im Kanal gefehlt. — — —

Und acht Tage darauf, am zweiundzwanzigsten September, ist am Geflügelhäuschen drüben ein Entenvogel um den andern zum Bretterloch herausgeschlüpft, natürlich ein jeder akkurat so braun wie die meinen und weiß und blau gezeichnet wie die meinen. Und dann ist die ganze Gesellschaft in Reih und Glied, schön hintereinander und so schnell als möglich, dem Bach zugetrippelt. Der Glöckler aber ist hintendrein

spaziert, hat sich ans Geländer gemacht und lächerliche Gesichter zu mir herübergeschnitten.

Das ist um sieben Uhr herum gewesen. Ich hab' schon zu Nacht gespeist gehabt und hab' auch meine Tiere bereits versorgt und unter Dach gehabt, was um diese Tageszeit ja eigentlich selbstverständlich ist. Der Glöckler aber hat gerade jetzt sein Geflügel im Wasser haben wollen, natürlicherweise bloß, um recht viele Zuschauer und Lacher und Gassenbuben und Weibsleute um sich zu haben. Die Lausbuben haben denn auch gleich mit den Fingern nach meinen Fenstern herübergewiesen und ein Geschrei angestimmt, und die Weibsleute haben vor Freud' den Mund nicht mehr zugebracht.

Ich bin noch unten im Holzschuppen gewesen, weil ich, wie gesagt, eben die Enten versorgt hatte, und ich hab' gerade in dem Augenblick, als der Spektakel losging, in meine Stube hinauf wollen, um die Pfeife anzuzünden. Jetzt aber bin ich am Platz geblieben, hab' mich klein gemacht, mich in einen Winkel gedrückt und hab' durch eine Lattenlücke nach dem Haufen Schreier hinübergespäht. Ich weiß noch alles ganz genau und hab' auch seinerzeit vor Gericht alles haarklein angegeben.

Der Vollmond ist gerade hinter Glöcklers Plattendach heraufgestiegen und hat hinterrücks seinen Schein auf die Gesellschaft geworfen. — Nach einer Weile

bin ich dann weggekrochen, bin durchs Kellerfenster ins Haus hineingeklettert und bin die Treppe hinaufgerannt. „Was rennst denn so?" hat mir mein Weib von der Küche her zugerufen. „Ist eine Ratt' im Holzschuppen", hab' ich ihr zur Antwort gegeben, bin in die Stub' gestürzt, hab' den Riegel vorgeschoben, meine Doppelflinte heruntergerissen und mit Siebenerschrot geladen. Dann hab' ich mir die Stiefel ausgezogen und bin strumpfsockig wieder in den Holzschuppen hinuntergeschlichen. Der Mond ist jetzt gerade über Glöcklers Dachfirst gestanden und hat dort ausgeschaut wie ein ungeheurer Kopf. „Guckt, der Mond!" ruft da ein Bub, und alles dreht sich um und reißt die Augen auf.

Jetzt hab' ich meine Flint' an die Backe genommen und tüchtig gezielt. Die ganze Höll' ist mir in dem Augenblick durch den Leib gefahren, und eine Sekunde lang hab' ich im Sinn gehabt, dem Glöckler den dicken Schädel zu zerbrechen und dann noch ein paar von den Weibsleuten wegzuputzen. Und ich hätt' es wahrscheinlich auch getan, wenn nicht eine ganz besondere Gnad' mich von dem Ärgsten zurückgehalten hätte. So hab' ich wenigstens noch so viel Licht in mir gehabt und hab' den Kopf gelassen und hab' auf die Füße gezielt.

Und nun hättet Ihr hören sollen, wie dem stummen Glöckler auf einmal der Mund aufgetaut ist und

wie er geschrien hat, daß es sogar den Weibsleuten zuviel geworden ist.

Soweit hab' ich den Verlauf noch mitangesehen. Dann hab' ich meine Schuhe wieder angezogen und hab' mich selber der Polizei gestellt. Und ich bin schon längst von zu Haus fort gewesen, als der Weiberhaufen gegen mein Haus hergestürmt ist.

Nun wäre es mir ein leichtes gewesen, mich herauszulügen und anzugeben: ‚Ich hätte in der Aufregung nach Glöcklers Enten schießen und ein paar davon totknallen wollen.' Mein Advokat hat mich auch ausdrücklich gefragt und mich dabei fest angesehen. ‚Besinnt Euch nur genau,' hat er gesagt, ‚ob Ihr wirklich die Flinte nicht bloß der Enten wegen von der Stube heruntergeholt, und ob Ihr nicht zuerst auf die Enten gehalten habt und dann erst in plötzlichem Zorn auf den Glöckler angelegt habt oder ihn vielmehr bloß zufällig getroffen habt.'

Ich hab' aber alles ehrlich eingestanden, und ich bin heute noch froh, daß ich auf meine erste Dummheit nicht noch eine zweite gesetzt habe.

Es ist wahr, der Schuß hat mich mein Geld und mein Haus gekostet. Aber es hätt' am Ende noch schlimmer ausfallen können, und wenn ich vor Gericht nicht soviel Glück gehabt hätte, wär' ich vielleicht noch hinter Schloß und Riegel gekommen. So aber hat sich alles noch mit Geld abmachen lassen.

Mir selber ist freilich wenig genug geblieben. Doch habe ich noch diese kleine Krämerei ankaufen können. Hier haben wir wieder von vornen anfangen müssen und haben das Spazierenschauen und das Privatisieren wieder weit hinausschieben müssen.

Aber es ist auch so gegangen, und schließlich ist alles wieder zugeheilt. Vielleicht ist jenes Unglück sogar ganz gut für mich gewesen. Jedenfalls bin ich durch den Handel ein bißchen gescheiter geworden, und heute könnte mich nicht so leicht wieder einer aus der Seelenruh bringen.

Der Glöckler aber sitzt natürlich immer noch gesund und rund wie dazumals mit einem krummen Bein unter der Ladentüre und läßt es sich auf meine Kosten wohl sein. Aber wir sind einander schon lange nicht mehr feind, und wenn wir einmal in der Stadt zusammenstoßen, dann geben wir einander die Zeit und auch sonst noch ein Wort, wenn's gerade gut Wetter ist.

Man kann auf dieser lotterigen Welt nun einmal nichts Vernünftigeres tun als den Frieden halten. Ihr schnupft doch noch einmal?"

„Danke, Herr Schnieringer, danke."

„Nichts zu danken."

Das Reisegeschenk

Rom ab 8.25, Florenz 14.27, Bologna 18.00, Verona 20.45 und so weiter; am anderen Morgen um acht Uhr würde er dann in Monaco, wie diese Welschen die Stadt München benannten, ankommen. Und dann hatte er noch vier Stunden heimzufahren. Horakh schrieb da richtig Monaco statt München in sein Zehnpfennignotizbuch mit Wachstuchdeckel vor lauter Verwirrung und Ärger darüber, daß die Italiener immer ein anderes Wort für ihre Städte hatten als die Deutschen und in ihrer Einfalt statt Bozen Bolzano und statt München Monaco schrieben, so wie sie auch eine andere Zeitrechnung hatten und von zwölf Uhr mittags an ihre Stunden einfach weiterzählten, was ihm fürchterlich lächerlich vorkam. Er würde noch den Zug versäumen infolge dieser Fallstricke, die ihm da in den Weg gelegt waren. Horakh rannte, seinen Rucksack unter dem Mantel, den breiten, silbergrauen Filzhut im Nacken, den ungerollten Regenschirm unterm linken Arm von Schalter zu Schalter, den erhitzten Kopf nach links und rechts werfend, die Beine hinten ausschlagend und heftig mit den Unterarmen schlenkernd. Milano, Parigi. Bologna, Vienna.

Der Teufel mochte sich hier zurechtfinden. Verona, Monaco, Berlino.

Endlich hatte er die Fahrkarte in der Hand.

In großen Sätzen erreichte er den Zug.

Er hatte sich die Abteile vollkommen überfüllt vorgestellt und war bereits in Sorge um einen Sitzplatz gewesen, und nun fand er die Wagen fast alle noch so gut wie leer. Der Zug führte nur zweite Klasse. Horakh prüfte mit neuen Zweifeln seine Fahrkarte. Die Karte war wenigstens richtig. Horakh durchschritt die vielen blaugepolsterten Wagenabteile. Der Zug war fast unheimlich leer; hoffentlich hatte er nicht den unrechten bestiegen. In einer Ecke stand eine magere alte Dame mit spitzer, von Runzeln überquerter Nase und gesundem, rötlichem Gesicht, die vielleicht Deutsch konnte oder den blonden Haaren nach zu schließen gar eine Deutsche war. Die Alte befehligte eben einen Dienstmann, der ihr eine Reihe Koffer, Pakete, Körbchen herbeischleppte. Sie sprach fließend italienisch, aber es schien Horakh, als spräche sie es doch als eine fremde Mundart. Diese Tatsache quälte ihn förmlich.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er war verstimmt und mißgelaunt. Als der Gepäckträger weg war, näherte er sich der Ecke und sagte, indem er den breiten Filzhut leicht lüftete, mit seiner

tiefen, wohltuenden, runden Bruststimme: „Dieser Zug fährt doch nach München?"

«Si, si, Signore, treno di lusso via Orte, Orvieto, Firenze, Bologna, Mantova, Verona, Ala, Trento.»

Die magere Alte mit ihrem Goldzwicker auf der Nase hatte ein fabelhaftes Mundwerk.

Horakh schüttelte verständnislos den Kopf.

„Ich fahre auch dorthin", sagte die Alte jetzt.

„Dann bin ich wenigstens im rechten Zug." Horakh lüftete wieder den Hut und wollte sich entfernen, um in einem einsamen Winkel ungestört seine schlechte Laune verbrüten zu können.

„Wollen Sie nicht hier Platz nehmen?" sagte die alte Dame, offenbar eine alte Jungfer, da sie auch keinen Ring trug.

Horakh konnte diese Einladung nicht wohl abschlagen. Er warf einen fragenden Blick auf die Unmenge von Gepäcken und hatte schon die Frage auf der Zunge, ob das Fräulein bei einer Herrschaft bedienstet wäre und zum voraus die Plätze belegt habe.

Die Alte erriet seine Gedanken und sagte lachend: „Die Sachen gehören alle mir. Das sind fast lauter Geschenke, nichts als Geschenke. Ich werde gefressen werden, wenn ich ankomme."

Horakh nahm Platz.

Das alte Fräulein strich sich mit den Handflächen die stark angegrauten Haare aus den Schläfen, zog die ungewichsten Schuhe unter die Röcke, zupfte den über die Schultern geschlagenen rot- und blaugewürfelten Seidenschal zurecht.

„Es wird allmählich ungemütlich frisch. Bei uns daheim aber liegt schon Schnee, wie ich mir letztlich habe schreiben lassen."

„Horakh nickte und dachte: „Das wird dann für meine Gemütsverfassung gerade so das richtige Wetter sein", und er sah bereits den Heimatort in einem Schneeflockenschleier vor sich und die Emerizenschwärme auf den verschneiten Straßen.

Der Zug füllte sich nun doch über Erwarten. Die Plätze neben den beiden Deutschen blieben immer noch leer, wohl weil die Reisenden alle gleich Horakh meinten, es werde hier eine Herrschaft erwartet. Zuletzt ließ sich ein vornehm gekleidetes italienisches Paar auf den Plätzen nieder. Der Herr trug eine Hornbrille mit großen, kreisrunden Gläsern, und seine junge Frau wiegte eine prachtvolle grüngefärbte Straußfeder auf dem Hut.

Das alte Fräulein verwickelte sich alsbald in ein Gespräch mit dem Paare.

Der Zug fuhr ab.

Horakh lehnte sich, den Kopf in die Hand gestützt und sein aufgezwirbeltes blondes Schnurrbärtchen

streichend, an die Fensterwand. Nun konnte er seinen trübseligen Gedanken freien Lauf lassen, die ihm gleich einen herben Seufzer entlockten, weil er nur ein ganz gewöhnlicher Maurermeister war, während sein Nebenbuhler Zapf studiert hatte und den Titel Werkmeister führte. Es nützte ihn gar nichts, daß er dreimal soviel Häuser baute wie Zapf, wenn ihm dieser dafür die schöne Johanna vor den Augen wegschnappte. —

Johanna gehörte einer Witfrau, die seit einigen Jahren eine kleine Wohnung in der Nähe des Horakhschen Hauses innehatte. Sie war groß und stattlich gewachsen und etwas über dreißig Jahre alt. Nach dem Tode der Mutter würde ihr auch noch ein kleines Vermögen zufallen. Sie wäre in allen Stücken so recht geeignet gewesen, Horakhs zweite Frau zu werden. Horakh hatte seine Gattin schon vor zwölf Jahren verloren; er war kinderlos und hätte wohl nie mehr daran gedacht, sich wieder zu verehelichen, wenn ihm nicht diese schöne, stattliche Person in den Weg gekommen wäre. Auch seine alte Mutter hatte ihn gedrängt, die glückliche Gelegenheit wahrzunehmen.

Johanna ging während des Sommers, wo sie ihre kränkliche Mutter eher allein lassen konnte, in der Regel in Stellung. Sie hatte in Zürich, in Mailand, in Venedig gedient. Den letzten Sommer verbrachte sie in einem römischen Hotel. Wenn sie aber im

Spätherbst allemal zurückkehrte, schmückte sie gleichsam die ganze Stadt, die Kirche, die Vereinsfeiern, den Schlittschuhweiher und wo sie sich nur zeigte. So erschien es wenigstens dem Maurermeister Horakh, der um diese Zeit ein rotes Herz mit sich herumtrug wie ein Knabe und alsdann wieder in allen Vereinen und bei allen Gelegenheiten mitwirkte, um die schöne Johanna zu rühren. Er war ein guter Sänger und ein gar nicht ungeschickter Theaterspieler. Und jetzt sang und spielte er wieder, als ob er zwanzig Jahre und nicht achtundvierzig auf dem Rücken hätte. Er hätte nach dem Tode seiner Frau schon so manche Jungfer mit Geld und allem, was Freude macht, haben können. Doch er hatte in der letzten Zeit immer nur um die eine gelitten und gesungen und gespielt: um die schöne Johanna. Und so oft ihm ein neues Haus gut geriet, hatte Johanna ihren Anteil daran, weil er sich immer wieder vorstellte, wie göttergleich das Leben sein müßte, wenn er etwa hier mit ihr wohnte. — Doch er war eben nur ein Maurermeister und weder so jung noch so ritterhaft wie sein Nebenbuhler Zapf, der überdies noch die Aussicht hatte, einmal zum Stadtbaumeister vorzurücken. Horakh fraß sich in einen förmlichen Berg von Unmut und Überdruß hinein.

«Scusi, signore, mi potrebbe dire che ora è?» fragte die alte Jungfer, als das italienische

Paar sich für eine Weile von der Unterhaltung zurückzog.

Horaky schüttelte verstimmt den Kopf. Die alte Schachtel wußte nun doch, daß er keine Silbe Italienisch konnte, und wenn sie etwa noch wissen wollte, daß er nur ein ganz gewöhnlicher Maurermeister, Zapf aber ein Werkmeister war, so konnte er ihr dies ja auch noch sagen.

„Wie lange waren Sie denn in Rom?" fragte sie.

„Vierzehn Tage", sagte er kurz.

„Sprechen Sie denn gar nicht Italienisch?"

„Nein, gar nicht."

„O, o", bedauerte die alte Jungfer, als wollte sie sagen: Das ist aber wirklich unverzeihlich.

Horaky mußte gleich wieder daran denken, welch ganz andere Figur Zapf auch in diesem Augenblicke gemacht hätte.

„Haben Sie auch recht viel gesehen?" fragte die Alte weiter.

„Nicht besonders viel", sagte er griesgrämig.

„Aber hoffentlich waren Sie zum Beispiel in der Villa Borghese draußen?"

„Nein", antwortete er.

„O, o; aber in der Galleria Doria?"

„Auch nicht."

„O, o; aber im Lateran?"

Er schüttelte ärgerlich den Kopf.

„O, o; aber im Palazzo Corsini?"

„Aber doch wenigstens im Vaticano?"

Er verneinte immer nur.

„Und nun fahren Sie schon wieder nach Hause?"

„Ja", sagte er, kurz und abwehrend und empört darüber, daß die Alte so ungeniert nach seiner frischen Wunde griff. Mit einem unterdrückten Seufzer lehnte er sich wieder in sein Polster zurück. Wenn er ja gewußt hätte, daß beinahe zur selben Zeit, als er seine hoffnungsvolle Reise nach der ewigen Stadt antrat, der Werkmeistergauverband eine sogenannte Studienfahrt nach Rom unternähme und daß Zapf sich daran beteiligte, wäre er selbstverständlich zu Haus geblieben. Die Herren des Verbandes hatten, wahrscheinlich auf Zapfs Anregung hin, im nämlichen Hotel Quartiere bezogen, in dem Johanna in Stellung war. Als dann Horaky kam, um die Herzliebste zu überraschen und zu begrüßen, hatte er am Hoteleingang an einer großen Tafel zuerst den Namen Zapf in Maschinenschrift lesen müssen. Er interessierte sich weiß Gott nicht im mindesten für Personalien und Absteigelisten, aber gerade diesmal mußte er mit seinen Augen hängen bleiben. Er sah dann sofort darauf den Nebenbuhler im Lesezimmer mit übergeschlagenem Bein auf einem Rohrsessel sitzen. Zapf las in einer Zeitung und rauchte eine Zigarette.

Auf seinem hübschen, glattrasierten, etwas blassen Gesicht mit dem dunkeln, kurzen Wangenbärtchen lag der Ausdruck von Jugend, Behagen und Munterkeit.

Auf den bestürzten Horaky wirkte dieses an sich so friedvolle Bild wie eine Verhöhnung. Ohne Johanna getroffen zu haben, verließ er das Hotel auf der Stelle. Er war wie zerschlagen. Er hatte durch einen Freund auf vierzehn Tage ein Privatzimmer gemietet. Nun war ihm alles verdorben und verleidet. Aber heimreisen mochte er erst recht nicht. Er mied von jetzt an geradezu die Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt, um nicht etwa noch mit Zapf zusammenzutreffen, den er am Ende noch einen Kampf auf Tod und Leben antrug, falls er ihn Arm in Arm mit Johanna träfe. So stiefelte er denn in der Hauptsache durch die einsame Campagna oder unternahm einsame, traurige Tagesausflüge in die Albaner und Sabiner Berge, verfolgt von dem Bild eines berauschten Liebespaares, das sich auf seine Kosten lustig machte. —

Der Zug hielt jetzt irgendwo still, und ein heftiger Anprall weckte den verstimmten Horaky aus seiner trüben Träumerei. Die alte Jungfer vor ihm schien sich durch sein kurzangebundenes, unhöfliches Wesen beleidigt zu fühlen. Sie entnahm einem Täschchen ein belegtes Brötchen, lehnte sich, wie fröstelnd die

Schultern zusammenziehend, ins Polster zurück und begann, ohne von Horakh irgendwelche Notiz zu nehmen, stillschweigend zu essen.

Horakh empfand nun doch etwas wie Reue über sein unzartes Benehmen. Er beschaute das alte Fräulein näher und ließ die Blicke über die vielen Pakete gleiten. Plötzlich überfiel ihn eine große, tiefe Rührung; denn plötzlich kam ihm der Gedanke, daß er vor lauter Beschäftigung mit seinem Liebesunglück nicht einmal für seine alte Mutter ein kleines Geschenk gekauft hatte, kein Fäserchen und kein Fädchen, nichts, gar nichts. Ein förmlicher Ekel vor sich selber durchschüttelte ihn. Er beugte sich ein wenig vor und sagte, mit dem Haupt in die herrliche Landschaft hinausweisend: „Wunderschöne Berge."

„Das ist Umbrien", erklärte das alte Fräulein mit derselben Liebenswürdigkeit wie zu Anfang und setzte die Unterhaltung fort. Horakh erzählte dann im Laufe des Gesprächs, daß ihm sozusagen ein Mißgeschick widerfahren sei und daß er deshalb etwas verstimmt nach Hause reise.

„So geht es manchmal. Mir ist auf Reisen auch schon allerlei Widerwärtiges zugestoßen, obwohl ich fast immer unterwegs bin und allmählich genug Erfahrung haben könnte. Aber in Rom hat diesmal alles geklappt. Ich habe die letzten drei Monate

so billig gelebt wie nur irgendwo. Ich machte freilich keine großen Ansprüche und frühstückte in einer Lateria und aß per una lira zu Mittag und putzte mir die Schuhe selber." Sie streckte kindlich lachend die Füße unterm Rock hervor: „Nur gerade heute bin ich vor lauter Paketen und Abschiednehmen nicht dazu gekommen." Die Alte bot ihm von ihren Brötchen an. Er durfte dieses liebenswürdige Anerbieten nicht ablehnen. Auch das italienische Paar mußte davon nehmen. Übrigens revanchierte es sich bald darauf mit allerlei Backwerk. Selbstverständlich nahm auch Horaky teil daran.

Man fuhr durch eine wundervoll beleuchtete Berglandschaft, am alten Clusium, am großen Trasimener See vorbei.

Die alte Jungfer erklärte die Etruskergräber, erzählte von Florenz, von Folcos schöner Tochter Beatrice, deklamierte dem italienischen Paar ganze Gesänge aus Dantes Göttlicher Komödie und zählte die Maler der Accademia di Belle Arti auf. Das alte Fräulein wußte in allem Bescheid und war in sämtlichen Städten Italiens besser zu Hause als die Italiener selber. In ihrer Gesellschaft zu reisen war nicht nur kein Opfer, sondern ein Vergnügen. Als das italienische Paar den Zug verlassen hatte, nahm Horaky das Gespräch mit Gefallen wieder auf. Die alte Jungfer plauderte ganz offenherzig von ihren

Reisen, von ihrer schlesischen Heimat, von ihren Verwandten. Gleichsam als Entschädigung und um sich zu entspannen, erzählte Horaky sein unseliges römisches Erlebnis. Er erzählte zwar ruhig und lächelnd, als hätte er die Sache bereits überwunden, aber es tat ihm doch außerordentlich wohl, sich wenigstens einmal vor jemandem ausschütten zu können. Nach einiger Zeit packte das Fräulein eine Weinflasche aus und durchsuchte ihr Gepäck nach einem Becher. Um nicht schon wieder ihre Gastlichkeit annehmen zu müssen, ging Horaky in den Speisewagen. Er durchschritt in der gewohnten Art mit etwas vorgeneigtem Oberkörper und den Kopf leise gesenkt einige Wagen und dachte mit keinem Gedanken daran, daß etwa die Reisegesellschaft des Werkmeisterverbandes und sein Nebenbuhler Zapf oder gar Johanna selber, vor denen er in Rom die ganze Zeit geflohen war, nun im Zug mitfahren könnten. Seitdem er gleichsam innerlich Verzicht auf alle Liebe geleistet hatte, war nun alles für immer erledigt. So schritt er denn ahnungslos an Johanna vorüber, die in einem grauen Kleid und hübschem dunkelbraunen Plüschhut an einem Fenster saß und mit entschlossenem, erregtem Gesicht in das Land hinausträumte. Sie schalt sich selber, weil sie sich hatte bereden lassen, in Zapfs Gesellschaft heimzureisen, dem es, wie sie nun deutlich merkte, um nichts anderes als um ein romanhaftes

Liebesabenteuer zu tun war. Sie bemerkte auch die innerliche Zustimmung der meisten übrigen Herren, als sie darauf bestand, allein weiterzufahren.

Johanna erschrak nicht wenig, als nun Horaky plötzlich in ihrem Abteil auftauchte. Das ging schon nimmer mit rechten Dingen zu. Eine neue Angst erfaßte sie. Sobald Horaky vorüber war, stand sie auf, nahm ihr Handgepäck an sich, grüßte die Nebensitzenden flüchtig und lief erregt durch die nächsten Wagen hindurch.

„Ist hier noch ein Sitz frei?", fragte sie ein altes Fräulein in der Ecke.

„Si, si Signora", antwortete die Alte lebhaft und liebenswürdig und knüpfte sofort ein Gespräch an: über die Güte und Billigkeit ihrer Mahlzeit, über das prachtvolle Wetter, über Dantes Beatrice, über Venedig und alles andere.

Johanna war froh, dieses alte Fräulein gefunden zu haben. Es schien ihr, als wäre sie an dessen Seite wenigstens einigermaßen in Sicherheit. Natürlich kam das Fräulein auch auf den deutschen Herrn zu sprechen, der jetzt im Speisewagen saß. Und nach ihrer Gewohnheit machte sie aus ihrem Herzen keine Mördergrube. Den schönen Zug Horakys, der sie so gerührt hatte, daß er nämlich vor lauter Liebesleid vergessen hatte, der alten Mutter daheim ein Reisegeschenk zu kaufen, hob sie ganz besonders hervor.

„Ich wollte ihm mit irgendeiner Kleinigkeit aushelfen," erzählte sie, „aber wissen Sie, was er entgegnete? Er sagte: ‚Es geschieht mir grad recht, warum bin ich auch ein solcher Esel im Leben.'"

Johanna wurde ganz verwirrt. Sie ließ sich den Herrn näher beschreiben und fragte, ob er wieder an seinen Platz zurückkehre.

„Ei freilich", bejahte das alte Fräulein.

Johanna wollte sich erheben. Aber die Alte ließ es nicht zu. „Hier ist doch genügend Platz. Das wäre doch schade, wenn Sie sich deshalb stören ließen."

— — — — — — — — — — — — — — —

Nach Verlauf von einigen Stunden aber dachte das alte Fräulein plötzlich: „Es ist an der Zeit, daß ich endlich meine Schuhe putze. Wenn ich die Sache richtig beurteile, sind mir diese beiden Leutchen hier dankbar, wenn ich sie eine Weile allein lasse. Am Ende wird dann die alte Mutter daheim doch noch ein Reisegeschenk bekommen."

Pilgrime

Da sah ich kürzlich in einer Sammlung japanischer Beinschnitzereien unter den vielen kunstvoll gearbeiteten Gegenständen auch ein entzückend hübsches elfenbeinernes Figürchen, das den schlauen Meister Reineke als Pilger darstellte, wie er, eingehüllt in einen Mantel und die mit dem Pilgerstab versehenen Hände vor dem Leibe gekreuzt, barfüßig auf dem Wanderwege haltmacht und sich eben wieder einmal umsieht, ob keine Augen in der Nähe wachen.

Er wird, das merkt man seinen Mienen schon im voraus an, sich herzlich satt lachen, wenn er sich unbehelligt weiß, oder er wird, sofern etwa eine alte Frau oder eine junge, die sich an seiner Gottseligkeit erbauen wollen, vorbeikommen, das Haupt noch tiefer herunterfallen lassen und die Züge noch mehr verklären und mit innern Lichtern schmücken.

Und jetzt fallen einem ganz von selber alle die alten Geschichten wieder ein. Und man denkt wieder sofort daran, wie der Spitzbube sich gar einmal als Beichtvater vermummte und im Dämmer der Adventszeit einen Dom entheiligte und daselbst Männern und Frauen und Kindern und Nonnen und Kapuzinern die Beichte abnahm und eines jeden Gewissen

erforschte und einem jeden seinen Zuspruch erteilte und von allen Sünden lossprach und eine gehörige Buße auferlegte. Es ist selbstverständlich, daß er so nebenzu auch an die eigene Seele dachte und die gute Gelegenheit nicht ohne Nutzen gebrauchen wollte. Befahl er doch einem bekannten Weinhändler, der immer den Wein verbesserte, weil ihm der Regen unseres Herrgotts nicht genügte, zur heilsamen Buße einen großen Korb Weintrauben bei Nacht und Nebel nach einem stundenweit entfernten Walde zu tragen und dort am Fuße der sogenannten Geistereiche niederzulegen. Auch forschte er einen reuigen Rentner, der ihm bekannte, er hätte bei einem Gansessen des Guten ein bißchen zu viel getan, so lange aus, bis er wußte, wieviel Gänse der Geflügelstall noch beherbergte und wann die Magd des Abends schlösse und des Morgens wieder öffnete. Es ist ja auch nichts Neues, daß er dann beim Bekenntnisse einer schon angejahrten Jungfer laut auflachte und die Füße unterm Rock vorstreckte und auf diese Weise entlarvt und vom Meßner fortgeprügelt wurde. —

Das sind die alten Geschichten, die, wie die hübsche Elfenbeinfigur bestätigt, auch den Japanern und wohl auch anderen Völkern nicht fremd bleiben konnten. Solche Streiche hat nun der Schreinermeister Lorenz Daisenrieder nie ausgeführt. Das leuchtet ohne weiteres ein.

Aber Schloßverwalter des Schlosses zu Vogelegg hätte er doch einmal gar zu gerne werden mögen und wäre es beinahe auch geworden, wenn jene unglückselige Wallfahrt, die hier erzählt werden soll, nicht so übel geendet hätte. Übrigens war wieder einmal seine Frau Mechthilde an allem schuldig gewesen. Das war so die Regel. Und er hätte es eigentlich wissen können.

„Lorenz," hatte sie abends im Bett zu ihm gesagt, „wenn ich du wäre, Lorenz, tät ich schon lieber meinen Kopf durch ein Schloßfenster hinausstrecken als durch ein Schiebefenster, wo du ihn übrigens nicht mal durchbringst, weil er zu dick ist."

„Drum hab' ich mich ja bereits an den Laden gelegt", versetzte er, sich ein paarmal tüchtig rülpsend.

„Was heißt an den Laden gelegt? Mit dem An-den-Laden-Gelegt ist noch nichts getan. Regen mußt du dich, Lorenz, wenn du es zu was bringen willst."

„Petitioniert hab' ich", sagte er darauf.

„Ach was, petitioniert", sagte sie.

„Der Graf ist ein Esel. Ganz Vogelegg weiß es. Sonst tät er sich ein sauberes Weib ein und ließe es sich mit ihm wohl sein."

„Die alte Schloßverwalterin habe nach dem Tode ihres Mannes ein Vermögen von dreißigtausend Mark fortgeschleppt, hört man", erzählte Frau Mechthilde.

Daisenrieder richtete sich im Bett auf und sagte: „Das finde ich nicht 'mal so viel. Es wird sich einer doch auch noch ein paar Groschen ersparen dürfen, wenn er sich soundso lange abplagt."

„Wieviel hast denn du schon erspart?" spottete sie, und es war gut, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

„Drum hab' ich ja auch petitioniert", versetzte er ärgerlich. „Davon bist mir jetzt aber sofort still. Sag' lieber, auf welcher Großbank hast denn du dein Geld aufgehoben? Und hast auch dein Papier gut versorgt? Und bist auch Mitglied der Wach- und Schließgesellschaft, damit dir niemand deinen Reichtum stiehlt?"

„Der Schloßpastor habe großen Einfluß auf den Grafen, heißt es", behauptete sie weiter.

„Der Domänenrat Mehltreter wird wohl auch ein Wort haben", widersprach er mit Fleiß.

„Davon hab' ich noch nichts gehört", beharrte sie, richtete sich ebenfalls auf und stützte den Rücken mit ihren beiden Kopfkissen. Wenn man nur 'mal den Kaplan für sich hätte, dann ginge es; verlaß dich drauf."

„Gestern bin ich dem Grafen begegnet", erzählte er.

„Wo bist du ihm begegnet?" fragte sie angelegentlich.

„Im Sägewerk natürlich, wo er Tag für Tag aufpaßt und die Stämme zählt und die Bretter zählt und acht gibt, daß der Wind keinen Splitter fortweht. Und derweil kriegt sein Geld Füße und verschwindet zu allen Hintertüren hinaus."

„Hast ihn doch angesprochen?"

„Nein", sagte er.

„Das hättest aber tun müssen, Lorenz! Wie kann man so was vergleichgültigen?" tadelte sie und schlug mit den Händen auf das bauschige Oberbett. „Guten Tag, Herr Graf, hätt' ich an deiner Stell' gesagt, guten Tag, mit Verlaub und nichts für ungut, Herr Graf, aber ich hätt' ein kleines Anliegen, Herr Graf. Nehmen es Seine Durchlaucht nicht in übel, wenn ich halt so frei war und um die Verwaltersstell' eingegeben hab', und wenn ich jetzt noch so beiläufig ein gutes Wort für mich einlege, Herr Graf. So hätt' ich gesagt, wenn ich an deiner Stell' gewesen wär. Und dann hätt' ich ihm den ganzen Fall gründlich auseinandergesetzt."

„Wenn dir aber der Graf über die Eichenstämme weg davongesprungen wäre, wie er es mir getan hat, wie hättest du dann gesagt?" foppte er.

„Es gibt nichts anderes, als man wendet sich noch eigens an den Kaplan", sagte sie.

„Das darfst mich nicht lang' heißen. Das tu' ich schon. Aber das tun die anderen alle auch. Soweit

wirst du die Welt kennen", sagte er und rülpste sich wieder.

„So meine ich es jetzt nicht, Lorenz", erklärte sie zutulich und strich mit den Handflächen über die Bettzieche weg. Man müßte sich beim Kaplan nur erst mal gut dranmachen, Lorenz, verstehst du mich, und ihn für sich gewinnen. Verstehst du mich?"

Daisenrieder aber ließ sich wieder auf sein Kissen zurückfallen, schloß die Lider und hörte der Frau Mechthilde zu, halb davon träumend, wie schön es wäre, wenn er die Stelle bekäme, und halb neugierig darauf, was seine Frau ihm nun wieder für Mittel vorschlüge. Er war übrigens zum voraus sicher, daß er keines dieser Mittel anwenden würde, sondern vielmehr ganz seinem eigenen Kopf folgen müsse, wenn er etwas erreichen wollte.

„Der Herr Kaplan sei jeden Mittag um viere in der Schloßkirche und bete sein Brevier, hab' ich sagen hören, und ich selber hab' ihn auch schon dort angetroffen", sagte sie weiter.

„Jawohl, und was willst du damit?" fragte er aus seinem Dunkel heraus.

„Man müßte die nächsten Tage zum Beispiel mal — eine Wallfahrt machen", rückte sie endlich heraus.

„Jetzt glaub' ich bald, du rappelst, Mechthild'!" rief er aus.

„Man könnte zum Beispiel ganz gut die Stationen beten, und wenn uns dann noch zufällig jemand vom Schloß sehen tät, wär's auch kein Schaden nicht. Jetzt, wo das Laub von den Bäumen weg ist, sieht man deutlich vom Schloß auf den Kreuzweg hinüber", redete sie aber unbekümmert weiter. Er lachte immer nur und stieß den Atem so heftig durch die Nase, als wollte er eine Dampfmaschine nachahmen.

„Und zum Schluß täte man die Aufopferung in der Schloßkirche abmachen. Da brauchst gar nit lachen, Lorenz. Das wär' noch gar nichts Einfältiges und auch gar nichts Unrechtes. Und wenn's was nützen tät, wär's dir so lieb wie mir. Das ist nun mal so: wenn man Wasser will, muß man zum Brunnen gehen. Auch ist das Wallfahrten noch nie eine Sünd' gewesen. Und wenn man Gott darum bitten darf, daß man in Himmel kommt, darf man ihn auch darum bitten, daß man Schloßverwalter wird", sagte sie allen Ernstes. „Daß du aber die Stellung so gut wie jeder andere versehen kannst, wirst mir wohl noch glauben wollen", schloß sie, an seine schwache Seite sich wendend.

„Sicher mal so gut oder besser als der alte Schloßverwalter selig", sagte Daisenrieder nun ganz ernsthaft.

„Na also, was besinnst du dich dann noch lang?"

predigte sie, indem sie ihr vom hellen Übereifer locker gewordenes Kopftuch festband.

„Das erste wär', daß ich das Einfahrtstor anders anstreichen ließe oder es selber anstriche. Es ist eine Schand', was das Tor für ein Gesicht gegen die Straße hin macht", sagte er. „Und auch die drei alten Eschen im Hof müßten mir umgemacht werden."

„Na also!" ermutigte sie ihn.

„Und inwendig im Schloß fehlt es auch da und dort. Eine Schand', solch' ausgeschlorkte Fliesen, wie sie der untere Flur noch hat."

„Na also, siehst du, du hättest doch den Kopf dazu, Lorenz."

„Was aber eben nicht anders sein könnte, ließe ich natürlich, wie es ist. Denn wenn ich mal Verwalter wär', wär' mir meine Ruh' eben wohl was wert, verstehst mich? Das kann ich dir gleich zum voraus sagen."

„Na also!" rief sie zum vierten Male.

Er drehte sich um und legte sich auf die Seite, sein Antlitz der Frau Mechthilde zuwendend. „Das Einfachste wär', man tät' die Sach' gleich morgen nachmittag abmachen. Zur Hildegard oben, die ja doch alles gewußt haben muß, tät man ganz einfach sagen, man müsse auf eine Hochzeit oder zur Kindstauf' nach Moosheim. Was meinst?"

„Daß du ganz recht hast, mein' ich", lobte sie ihn. „Ich sag's ja immer, es kommt bloß darauf an, daß der Kaplan mal eine gewisse Ansicht von dir kriegt, und die kann er nur kriegen, wenn er dich sieht. Ein Kaplan ist in diesem Punkt auch ein Mensch wie wir anderen. Und nachher kannst du dann immer noch bei ihm vorstellig werden und beim Grafen Besuch machen und beim Domänerat oder wo du willst. Wenn's nur mal erst richtig angefaßt ist, das andere kommt dann von selber; verlaß dich darauf. Aber richtig anfassen muß man es." Sie wiederholten noch einigemal, was sie eben gesprochen hatten, und es blieb nun dabei, daß sie morgen nach dem Mittagessen ihre Wallfahrt ausführen wollten.

Nun war es ganz still in der Kammer, und man hörte draußen einen Hund dumpf vor sich hinbellen und dann wieder breit hinausheulen.

„Wenn das Viech mal still wär', hätt' ich nichts dagegen", schalt er.

„Es ist dem Feilenhauer seiner. Wenn du recht nachguckst, hat der Feilenhauer auch um die Verwalterstell' angehalten. Aber kriegen tut sie halt bloß einer", redete sie ihm zu, weil sie wußte, daß er nur der Stelle wegen auf den Hund so bös war.

Jetzt klingelte das Ladenglöckchen beim Strumpfwirker drüben, und bald darauf ließ der Nachbar den Rolladen herunter.

„Schon neune", gähnte Frau Mechthilde in einem langgezogenen, hellen Schwung.

„Wär' wirklich nichts Dummes, die Schloßverwalterstelle", murmelte er nochmals, halb in Schlaf und Traum. —

Des anderen Morgens ging Daisenrieder zunächst wie gewöhnlich seinen Handwerkspflichten nach. Er schritt also, den Bleistift hinterm Ohr und den gelben Maßstab in der ausgeschlitzten Rocktasche, durch die Baldungstraße und Goethestraße, rauchte seine Zigarre und überdachte, wie er dem Kleiderschrank der Frau Stiegele wieder auf die Beine helfen könnte. Jedenfalls mußte er sich den Kleiderschrank erst einmal ansehen, wenn er ihn aufrichten wollte. Vorher konnte er überhaupt nichts sagen. Die Frau Stiegele hatte da merkwürdige Ansichten. So schnell ging das Ding doch nicht . . .

Mußte ein neuer Fuß eingesetzt werden. „Wird innerhalb der nächsten acht Tage, spätestens aber bis zum Thomastag erledigt werden", versprach er der Frau Stiegele.

Nun wollte er heim, um den Kindersarg, der bereits vollendet in der Werkstatt stand, zu Oberlehrers zu tragen, ward aber auf dem Weg vom Rathausdiener aufgehalten, der ihm bekanntgab, daß die Tür zum Sitzungssaal ripste. Nach einer halben Stunde war der Fehler behoben, und die Tür

konnte nun ohne Ripsen auf- und zugemacht werden. Und Daisenrieder entzündete die vierte Zigarre am Stummel der dritten und wandelte heim zum Vesperbrot.

„Wär' schon recht schön, wenn er, statt so umherzuwalzen, zu einem der schönen Schloßfenster über Vogelegg her und ins weite Tal hinunterschauen dürfte. —

Sein Frühtrunk in der Schwanenwirtschaft fiel heute reichlicher als gewöhnlich aus. Dann sägte er vor dem Mittagessen noch eine Weile an einem Brett herum. „Wär' doch recht schön, wenn — —."

*

Um die zweite Mittagsstunde verließen die beiden Pilgrime ihre kleine Klause.

Daisenrieder hatte seinen schwarzen Flügelrock angezogen, den er seit seiner Hochzeit bei allen wichtigen Gelegenheiten trug. So konnte er auch die Ausrede, sie gingen zu einer Kindstaufe nach Moosheim, leichter aufrechterhalten. Und die Frau Mechthilde hatte das schöne, rot und blau gestreifte Kopftuch auf, dessen lange Fransen so drollig auf dem dunkeln Obermäntelchen hüpften und hatte den blauen Rock an, den sie nun sorgfältig hochhob, damit ihm kein Leides geschähe und der rote, halbflanellene Unterrock auch zu seinem Rechte käme. An der ersten Kreuzwegstation legte Daisenrieder

seine Zigarre weg, auf den Astwinkel eines nahen Birnbaumes. Alsdann nahm er den schwarzen Filzhut vom Kopf und hielt ihn mit den Daumen der gefalteten Hände dicht vor den Leib. Nun sah man auch seine helle Glatze, über die ein paar einsame Fäden krochen, ins Ferne hineinstrahlen. Ein luftiges Schweißwölkchen aber rauchte und wirbelte gen Himmel hinauf. Die runden Wangen waren hochrot, und die drusige Nase ragte glanzblau aus der Glut heraus. Vom fetten Nacken quoll ein dicker Wulst gegen den schwarzen Flügelrock herunter. Die kühle Dezemberluft aber spielte mit den beiden Rockschößen und machte es so der Frau Sonne möglich, sich hin und wieder in dem breiten Hosenspiegel zu beschauen.

Wenn Daisenrieder oder die Frau Mechthilde jetzt um sich geblickt hätten, hätten sie noch sehen müssen, wie der Schloßkaplan zum Tor hinauswanderte und auf der anderen Seite des Schloßberges den Staffelweg hinunterstieg. Denn der Schreinermeister Daisenrieder hatte in der Tat einige Aussicht auf den Verwalterposten. Seine Bewerbung hatte einen ganz guten Eindruck gemacht. Und nun sollte der Herr Kaplan den Mann aufsuchen und mit ihm reden und dann seinen Bericht erstatten. —

Die Frau Mechthilde aber begann jetzt das Stationengebet. Und dann beteten beide zusammen und fügten das Vaterunser an.

Sie beteten recht und im Ernste, wie es sich geziemte und machten ihre Kniebeuge, wie es sich gehörte und betrachteten die gemalte Leidensgeschichte des Herrn und machten ihre Anmutungen dazu. Und freilich, zwischenhinein dachten sie auch an die Verwalterstelle. Das war nur menschlich und natürlich. Und wenn sie die Stelle auf dem Kreuzweg erbeten konnten, so war das nur löblich. — — — In der Nähe des Schlosses, wohin die Stationen führten, wurden ihre Stimmen noch eindringlicher. Und das Rauchwölkchen über dem kahlen Haupte des Schreinermeisters ward noch sehnlicher.

So aber etwa der Graf vom Schloß aus zusah oder zuhörte, so war da gar nichts dabei. Das konnte einem im Gegenteil nur angenehm sein. Es hatte ja ein jeder Mensch seinen freien Willen, zuzuschauen oder nicht zuzuschauen, und es hatte ein jeder Christenmensch das Recht, sein Licht auf den Scheffel zu stellen und leuchten zu lassen. Dies lehrte schon die Heilige Schrift. —

Der Graf hatte indessen weder die Augen noch die Ohren an einem der hohen Fenster, sondern weilte um diese Stunde oben in der Seitengalerie der Kirche, die durch einen Gang mit dem Schlosse verbunden war. Hier pflegte er täglich ziemlich lange zu verharren und dann sogar ein Auge

auf den Schloßkaplan, der im Chorgestühl unten seinen Platz hatte, durchs Gitter zu werfen.

Auch diese Tatsache war in Wittenberg nicht unbekannt. Im Herrenstübchen zum Hahnenkeller vollends wußte man ganz genau, daß der Graf seine Frömmigkeit manchmal bis zum äußersten trieb und selbst seinem Schloßkaplan hin und wieder Schwierigkeiten bereitete.

„Er sollte sich eine Frau nehmen und auf die Jagd und in Gesellschaft gehen und nicht bloß Bretter zählen", sagte auch der Herr Kaplan, wenn er im Hahnenkeller im Kreise seiner Freunde saß.

Merkwürdigerweise hatte die Frau Mechthilde, die doch sonst alles wußte, nie davon erfahren.

Als unsere Pilgrime laut betend die Kirche betraten, war noch kein Kaplan zu erblicken.

„Er wird schon kommen", sagte Frau Mechthilde zwischen ihr Vaterunser hinein und schritt auf die vorderste Stuhlreihe der Frauenseite zu, während ihr Mann Daisenrieder rechts auf der Männerseite Platz nahm.

Dem Grafen in der Galerie oben gefiel der schlichte Sinn dieser Leute. Neugierig guckte er durch eine Lücke des Gitters. Er erkannte die Leute zwar nicht gleich genau und bei Namen, aber er erinnerte sich doch, daß er schon in seiner Sägemühle mit dem Manne zu schaffen gehabt hatte. Und nun kam ihm auch plötzlich der Name des Mannes wieder.

Daisenrieder hieß er, ganz richtig, derselbige, der sich auch um die Verwalterstelle gemeldet hatte.

Mit hallender Stimme sprach Frau Mechthilde das Gebet zur vierzehnten Station noch einmal vor. Daisenrieder aber hatte unterdessen den Kopf nach links und rechts gedreht. Denn er war allmählich müde geworden. Und als er sich überzeugt hatte, daß keine Seele zugegen war, sagte er mißmutig: „Das haben wir doch schon gebetet. Ich werd' doch nicht zweimal das Gleiche beten. Überhaupt fang' ich allmählich an, genug zu kriegen."

„Er kann alle Augenblicke kommen", warnte Frau Mechthilde und erstach ihn fast mit ihren Augen. Und dann wiederholte sie das Gebet.

„Jedenfalls möcht' ich mich jetzt ein bißchen verschnaufen", brummte er trotzig. Gleichzeitig ließ er sich auf das Sitzbrett fallen, daß es krachte, holte sein rotes Sacktuch aus der hinteren Flügeltasche und trocknete sich den Schweiß vom Haupt und vom Hals und vom Nacken und blies die Hitze von sich weg.

„Geh, mach keine Dummheiten, Lorenz, nun kann er jeden Augenblick da sein", warnte sie inständig.

„Dann ist's immer noch Zeit. Ich sag' dir, ich bin hundsmüd'", warf er ihr trotzig zu.

„Du verdummst noch die ganze Wallfahrt!"

„Aber der einzige Dumme bin ich, gottlob, ja nicht. Verstehst mich?" lachte er beißend.

„Sei wenigstens jetzt ruhig! Wenn du schon nimmer mittun willst, so verhalt' dich wenigstens ruhig", keuchte sie, ihren Zorn hinunterwürgend.

Und jetzt war es so still in dem Gotteshause, daß man einander atmen hörte. Die Stille sang einem förmlich in den Ohren.

„Ich laß mich aufhängen, er kommt nicht", sagte Daisenrieder nach einer Weile wieder.

„Lorenz! Sei doch wenigstens ruhig."

Die gemalten Fenster zu beiden Seiten des Hochaltars waren wirklich wunderschön. Die Muttergottes mit dem Kinde und die Engel sahen einen so traulich an, und ihre farbigen Kleider glänzten prächtig im Licht der Sonne. Man konnte schon eine Zeitlang seine Augen unterhalten und gute Gedanken im Kopfe haben, aber alles hatte seine Zeit und sein Ende. Und beten konnte man ja nach all dem Ärger nicht!

„Ich sag's nochmal, ich laß mich aufhängen, er kommt nicht."

„Jetzt hab' doch bloß ein bißchen Vernunft und Geduld, Lorenz!" flehte sie.

Er holte noch einmal das Sacktuch aus der Flügeltasche hervor und trocknete sich noch einmal umständlich ab. Dann entdeckte er einen breiten Lichtstreifen, der durch eine Scheibe auf den Kirchengang hereinfiel. Die unzähligen Sonnenstäubchen

wogten darin auf und nieder und hin und her und wirbelten im Kreise herum, wenn er nur das Haupt bewegte oder den Unterarm aufhob und wieder sinken ließ. Das Spiel war wie hergerichtet zum Betrachten und Beobachten. Doch eine Ewigkeit lang konnte man auch das nicht betreiben.

„Weißt was? Jetzt mach' ich mein Kreuz und mach', daß ich hinkomm', von wo ich herkommen bin", fuhr er plötzlich auf.

„Vielleicht ist er heut verhindert und kommt ein bißchen später", sagte sie noch einmal in gutem.

„Geh, was kümmert mich überhaupt dein Kaplan", ärgerte er sich immer mehr.

„Schrei wenigstens nicht so!" flehte sie.

„Meinetwegen kann er es auch hören, wenn er Lust hat. Das schert mich gar nicht. Verstehst mich? Eine recht einfältige Sach', die du da ins Werk gesetzt hast, daß du's nur weißt!" warf er ihr hin, ohne seine Stimme im mindesten zu sparen.

„Aber du bist doch mitgangen", entgegnete sie jetzt stechend, und die bunten Kopftuchfransen wehten aufgeregt um das dunkle Obermäntelchen.

„Man sollt' sich nie von einem Weibsbild was raten lassen! Ich hab' es mir aber auch gleich gedacht", schimpfte er aus dem Vollen.

„Aber mit bist doch!“ versetzte sie noch spitziger. „Und wenn du Schloßverwalter werden tätst, wär's dir auch recht, oder nicht? Das wirst wohl nicht leugnen wollen.“

„Aber deine einfältige Wallfahrt brauchte man deswegen noch lang' nicht! So eine Dummheit!“ schrie er wütend ihr entgegen.

„Daß du dein Lebtag nie Schloßverwalter wirst, das kann ich dir nun nächstens schwören! Dann läßt du halt einen anderen auf den Platz sich hinsetzen und trägst deine Kindssärge spazieren bis an dein seliges Ende! Eine wirklich nette Aussicht!“ rief sie voll Galle.

„Nun hörst mir aber auf! Verstanden?“ schrie er und ging auf sie zu.

„Fällt mir gar nicht ein“, erklärte sie jedoch gleichmütig und schaute ihm fest ins Gesicht.

„Gut, dann adje, ich geh' jetzt heim. Tu, was du willst“, sagte er in verändertem Tone. „Meinetwegen kannst du ja auch dableiben und auf deinen Kaplan warten, so lange es dir nur beliebt und ihn heiraten, wenn es dir gefällig ist und den Grafen dazu, wenn du Lust hast! Ich hab' gar nichts dagegen! Ich geh' jetzt meiner Wege, adje.“

„Du bist doch ein rechter Dummkopf, Lorenz!“ platzte sie heraus. „Das sag' ich dir aber jetzt, so oft du es nur haben willst!“

„Und wenn wir jetzt nicht in der Kirch' wären, tät ich dir nun eine herunterhauen! Das sag' ich dir ebenfalls! Und jetzt machst gleich, daß du mit heimkommst, oder ich sag' dir noch was anderes! Verstehst mich? Denn verlaß dich drauf, daß ich dir von jetzt ab um den Schloßverwalter keinen Schritt mehr mache, und weder zum Kaplan noch zu Pilatus, noch zum Grafen, noch sonst wohin gehe, sondern Kindssärge spazieren trage, so lange es mir Spaß macht. Verstehst mich? Und schließlich ist das so schön und nützlich wie das einfältige Bretterzählen, das der Graf besorgt. Und überhaupt, unter so einem Esel möcht' ich nicht mal Verwalter sein. Verstehst mich? Nun wirst wohl keinen Zweifel mehr über meine Gesinnung haben? Und jetzt machst sofort, daß du heimkommst!" schrie er, alles Bessere vergessend.

„Wenn ich möcht", entgegnete sie leise und grimmig. Und dann kniete sie ihm zum Trotz wieder nieder und begann laut und klingend vor sich hin zu beten.

Daisenrieder aber stand mit geballten Fäusten hinter ihr und fletschte die Zähne. Und wer weiß, wohin ihn der nächste Augenblick noch gebracht hätte, wenn nicht vom Galeriegitter oben plötzlich eine Stimme gerufen hätte: „Es genügt jetzt schon, ihr frommen Leute, es genügt jetzt schon."

Der Schatten Gottes

Es ist immer noch keiner gekommen und wird wohl auch keiner kommen, der unsere Träume endgültig zu deuten verstünde und das Wasser vom Land und die Dinge, die wir wachen Auges, und jene, die wir schlafenden Auges wie in einer Arche beherbergen, scharf und sicher zu scheiden vermöchte.

Selbstverständlich gibt es Träume, die in dem am Tage Erlebten ihren Ursprung haben und nichts anderes bedeuten denn ein unbeholfenes Verbinden und Zusammenkleben der widersprechendsten Vorstellungen, also daß wir von einem Eichbaum träumen, der unserem Gehirn entwächst und an seinen Zweigen Stockfische trägt.

Wenn wir im Schlafe die fallenden Herbstblätter als Schmetterlinge empfinden, stehen wir schon eine Stufe höher.

Dann aber gibt es Träume, auf deren inneres wohlgeordnetes, ureigenstes Gefüge wir schwören möchten, und wenn sie hundertmal nicht in die Tageswelt hereinpassen, Träume, die wir nach Jahren noch nicht vergessen haben und die uns ebenso wahr und wert oder noch werter sind als die gemeinhin ganz unbestrittene Welt, in der wir wandeln.

Und es gibt endlich noch solche Träume, die wir nicht einmal in einer Abhandlung, wo doch nichts unmöglich ist, recht unterzubringen vermögen und von denen wir oft nicht einmal mit Bestimmtheit sagen können, ob wir sie wachend oder schlafend empfangen haben. Es gehören hierher alle die Fälle, wo wir mit unseren Berichten einander urfremd gegenüberstehen und zu streiten und disputieren anfangen und am Ende nur noch von jenen zur Not verstanden werden, die auch schon einmal in einsamen Stunden an jenen geheimnisvollen, ewig dunklen Wassern gesessen haben, wo das Ursprüngliche und Anfängliche sich in Schauern dehnt, wo die Quellen der Dichtung strömen und das Wahrheitslicht in einer Tiefe schläft und die Religionen zu Hause sind, und wo auf der Bank eines schwarzen Nachens neben anderem auch ein großer Bund goldener Schlüssel liegt, die Zukunft aufzuschließen, das letzte Wissen zu erobern, die Wurzeln des Lebens zu ergründen und die letzten Zwecke zu erfassen — — und selbstverständlich auch die Zahl und Art der Gestirne zu erkennen und ihre Lebewesen zu entdecken, zu belauschen und Wege und Brücken zu ihnen herzustellen und das Blaue des Himmels in einem Riesenfaß verdichtet einzufangen und Gottes Sonnenmantel für den beliebigen Gebrauch irgendwo aufzuhängen und die grauen Röcke der Regenfrau und

die greulichen Bärte der Moorunholde für den allernötigsten Bedarf in einen Winkel zu werfen.

Das sind, wie schon gesagt, immer noch ziemlich unausgemachte Dinge.

Und so mag denn der Leser sich zu der hier folgenden tatsächlichen Geschichte stellen, wie er will und sie bezweifeln und bestreiten, soviel er Lust hat, oder mag sie für echt und wahr halten, kurz, er mag das Seine ordnen, wie er nur will und selber sehen, wie er am klügsten mit dem eignen Herzen fertig wird.

Für den, der den Fall zu erleben hatte, steht die Geschichte jedenfalls außer allem Zweifel. Und so beginnen wir denn:

Es war gerade am heiligen Weihnachtsabend, welcher Tag auch im Jenseits als ein freudvolles Ereignis glänzte, als der schon längst verlebte Bonifaz Schöllkopf oder der Schnakenjäger, wie man ihn mit einem Spitznamen hieß, in einem langen, atembeklemmenden Fall vom Fegfeuer, allwo er sich zur Reinigung aufhielt, auf die bereits untergegangen geglaubte alte Erde kopflings wieder niederfiel. Der Tageshelle nach war es etwa vier Uhr; es dämmerte schon leise, und die Kinder standen wohl allerorts bereits voll Ungeduld vor den verriegelten Türen der Stuben, wo heute die langersehnten tausend Lichter brennen sollten.

Draußen aber ging wieder einmal ein heftiger kalter Regen nieder, der mit dicken, polternden Fingern an die Scheiben trommelte, während natürlich alle Welt einen weißen, wolligen, reinen, festlichen Schnee und eine glitzernde Wintersonne auf diese Zeit erhofft hatte. Das war leicht einzusehen. Die Jungen wollten doch ihre funkelnagelneuen Schlittschuhe probieren und die Schlitten und Schneeschuhe von den Bühnen holen, und die Alten wollten ihre Pelze und Teppiche und Wintermäntel auf das Christfest verkaufen, die Holz- und Kohlenpreise in einer erquicklichen Höhe wissen, und die Landleute wollten die Unmasse Feldmäuse durch den Frost vertilgt und dann ein dauerndes, weiches Winterbett auf den Saaten liegen haben. Bonifaz konnte sich das alles an den Fingern herunterzählen. Das würde sich auch heute noch nicht geändert haben.

Durch einen glücklichen Zufall fiel Bonifaz gerade über dem Heimatort nieder und gerade in das Haus, das seine Familie seit undenklichen Zeiten bewohnte, und gerade auf die Stelle, wo zu seinen Lebzeiten das zerschlissene lederne Kanapee gestanden und dicht daneben an der zersplitterten Kalkwand die alte Uhr mit den großen Bleigewichten gehangen hatte, deren messingene Aufzugketten immer einen so unterhaltenden, gemütvollen Ton in die Stube gebracht hatten. Es war dies der alte, ererbte, gewohnte Sitzplatz des

jeweiligen Familienoberhauptes gewesen, von wo aus man alles so angenehm und leicht im Auge behalten konnte: das hin- und herschwingende lange Pendel der Wanduhr; die Photographietafeln der Familie; die Fruchthalme im Herrgottswinkel; den vollbeladenen, ehrwürdigen Kleiderrechen an der Tür, bestehend aus einer Halbwelle Birkenholz und aufgeschraubten, umgeknickten Rehfüßen als Aufhängehaken; den unteren Teil des Nachbarhauses mit den grünen Läden, der gelben Haustür, der hölzernen Hühnertreppe, dem reblaubgeschmückten, schönen Ostgiebel und vornehmlich die große Dungstätte, die ja leider viel großartiger als die armselige eigne vom Hof gegen die Straße hinauswuchs, und noch so manches andere.

Durch Zufall befand sich an dieser eben beschriebenen Stelle immer noch eine Art Kanapee oder doch wenigstens ein mit roter Seide überzogenes Gerät, das dem Anschein nach zum Sitzen bestimmt war. Im übrigen war das gesamte Hausgerät sehr kostbar und sehr seltsam. —

Bonifaz betrachtete die fremdartige Einrichtung und alle die fremden, sonderbaren Dinge und Figuren, für die er keinen Begriff und keinen Namen hatte, neugierig und aufmerksam und nicht ohne einen leichten Anflug von Neid. Er befühlte mit seinen schrundigen Arbeitshänden die kostbare Seide, deren

Feinheit ihn bis in die Seele kitzelte und schickte seine Gedanken dahin und dorthin.

Seine Enkel oder Urenkel, oder was sie sein mochten, gehörten jedenfalls weder zu den Dümmsten noch zu den Ärmsten im Ort. Sie hatten ihre Sache offensichtlich sehr gut geführt und das Glück zum Ratsherrn gehabt.

Er mußte unwillkürlich an das eigne Leben zurückdenken, das einen so ganz anderen Verlauf genommen hatte. Das war die reinste Jammerlitanei dagegen gewesen!

Aus einem Spiegel blickte sein Antlitz, wie er es schärfer nie gesehen hatte. Es war, wovon er sich gleich überzeugte, auch im Fegfeuer nicht schöner geworden. Die Pfarrer auf der Kanzel hatten seinerzeit also ganz recht gehabt mit ihrer Lehre, daß man mit demselben Leib, den man auf Erden besessen, ins Jenseits einziehen und ihn dort beibehalten werde. Jedenfalls dünkte ihn heute sein Antlitz gleich wetterbraun und knochig und hager wie damals im Leben, und am Halse hing ihm immer noch die überschüssige Haut links und rechts des spitzigen Gurgelknopfes herunter, weil natürlich auch im Fegfeuer kein Fett gedeihen mochte. Auch war er immer noch tadellos rasiert. Man hatte ihm also, wie es im Ort allgemeiner Brauch war, auf dem Totenbett den Bart abnehmen lassen.

Du lieber Gott, wie hatte er es doch in seinem Leben eigentlich schlecht und erbärmlich gehabt! Und dann war er, damit das Maß ja voll wurde, hintendrein noch ins Fegfeuer gekommen: weil er hier und da den Melkkübel mit Wasser ausgeschwenkt und die Schwenke in die Milchkanne gegossen, weil er manchmal an den Sonntagen allzulange im Wirtshaus gesessen und im Eifer ein paarmal sakramentiert und dem Karlsbauer einige Zähne in den Hals hinuntergehauen hatte, und weil er ordentlich auf die miserable Welteinrichtung geschimpft hatte. Wahrlich, der Himmel durfte schon von Herrlichkeiten strotzen, wenn er ihn für alle Unbill entschädigen sollte. Und die Engel durften schon recht kräftig jubilieren und Gloria und Halleluja singen, wenn er den ganzen ausgestandenen Jammer über ihren Chören vergessen sollte. Und der gnädige Gott durfte schon alle seine Wunder vor ihm ausbreiten, wenn er beispielsweise nur das zuletzt erlebte Mißjahr, das Jahr, in welchem er die Augen für immer zugemacht hatte, aus seinem brennenden Gedächtnis auslöschen wollte und darin den Platz für die zu erwartenden Glückseligkeiten und Himmelswonnen schaffen wollte.

Er behielt diesen schmerzlichen Faden gleich grimmig in der Hand.

Im Juli, als auf den Äckern das schönste Korn und Gerste und Haber wogten und den empfangenen

Segen in alle Winde hinauspredigten, hatte das widersinnigste Regenwetter eingesetzt, das man sich denken konnte, und nur noch zwischenhinein aufgehört, um die Menschen einen Tag lang zu narren und zu betrügen und die Immen aus den Stöcken zu locken und dem Frost zu überantworten. Was man dann schließlich mit fingerlangen, schimmligen Keimbärten in die Tenne führte, war kein Getreide mehr, sondern ein Teufelskraut, das einen beim Dreschen, Sieben und Blähen mit schwarzem Ruß bestäubte, daß die Bauersleute wie Kaminfeger aus der Scheuer traten. Dem Regen aber folgten Weststürme mit Wolkenbrüchen, die das Obst zur Unzeit von den Ästen schüttelten und die rostfleckigen Blätter wie zum Hohn darüberstreuten. Dem Grummet, welches einen einigermaßen hätte entschädigen können, weil es so üppig wie selten stand, ging es nicht sehr viel besser.

Bonifaz erinnerte sich noch namentlich daran, wie er an jenem Abend, da er gestorben, vom Kammerbett aus einen geladenen Öhmdwagen auf der eignen Wiese in der Ebene draußen hatte stehen sehen müssen, der ihm den Eindruck machte, als wären alle Nächte der Welt und alles Schwarze, das es nur irgendwo gab, und alle Not, die nur irgendwann bestanden, darauf geladen. So schwarz hatte dieses verregnete Grummet ausgeschaut. Und die Abend-

sonne hatte wie höhnisch dazu gelächelt. Er durfte es wohl sagen, er hatte damals die Augen gern für alle Ewigkeit geschlossen. Das vorletzte Jahr vor seinem Tode aber hatte eine hartnäckige Hitze und Dürre geherrscht, so daß man sich nach Ägypten versetzt glaubte und man die Sonne allmählich wie den Bösen fürchtete. In dem Jahr nach seinem Ableben war dann wohl der große, langvorhergesagte Krieg ausgebrochen. Jedenfalls hatte eine alte Zigeunerin, die es wissen konnte, zuerst ein trocknes, dann ein nasses und dann ein rotes, das heißt ein blutiges Jahr prophezeit.

So hatte sich im Grunde das ganze Leben mit wenigen Ausnahmen abgewickelt. Je älter er geworden war, desto schlimmer hatte er es gehabt. Er hatte sich zuletzt nicht mehr, wie andere Leute, auf den Frühling und den Sommer gefreut; er hatte die schöne Jahreszeit nur noch gefürchtet als eine schwere dunkle Zeit von Werden und Gebären, in der alles auf dem Spiele steht, und hatte aus den Blütenbäumen nur noch die Sorgen vor Frost und Hagel abgelesen. Im Herbst und Winter aber, wenn die Nachbarn ihre Kirchweihe hielten, ihre Kuchen buken, ihre weihnachtlichen Kerzen anzündeten, durfte er, dem das Glück nicht geneigt war, Tag für Tag hinter seiner Schüssel Kartoffeln sitzen und sich am aufrauchenden Dampf unterhalten, weil der Staat

ja den Tabak allmählich ins Ungemessene versteuerte, seitdem man großdeutsch geworden war und die Polizeidiener weiße Handschuhe trugen.

Bonifaz Schöllkopf, mit seinem Spitznamen der Schnakenjäger genannt, hatte seine ungehaltenen, verdrießlichen Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als ein junger, blasser, kahlköpfiger Herr im Zimmer erschien, der offenbar der Bewohner des Hauses war.

„Wir wußten es bereits, lieber Urgroßvater, daß Sie heute nachmittag zehn Minuten nach vier Uhr aus dem Fegfeuer fallend bei uns eintreffen würden", sagte der Herr.

Bonifaz sperrte den Mund auf vor Erstaunen. Er wollte etwas erwidern, brachte aber kein Wort aus der Kehle. Dagegen machte er gerade jetzt im Angesichte dieses nobeln Herrn durch die verräterische Spiegelwand die unangenehme Entdeckung, daß er immer noch seinen braunen, wetterzernagten Hut aufhatte, und daß das Band daran immer noch fehlte und immer noch ein beschämender schattenhafter Streifen rund um das Kopfstück lief.

„Das verschlägt nichts, lieber Urgroßvater," lächelte der blasse, kahlköpfige Herr, der also wohl sein Urenkel sein mußte, weil er ihn immer als Urgroßvater anredete, „für das Fegfeuer genügt Ihr Hut vollkommen, und es wäre wirklich nicht der Mühe wert,

seinetwegen die Allmacht Gottes in Bewegung zu setzen."

Der Mensch da sieht einem offenbar bis ins Hirn hinein; da darf ich meine fünf Sinne schon zusammennehmen, dachte Bonifaz mit Schrecken.

„Ist nicht so schlimm", meinte der Urenkel liebenswürdig. Dann drückte er mit dem Zeigefinger leise auf einen Messingknopf. Ehe der Urgroßvater dies richtig beobachtet hatte, ließ sich von irgendwoher ein Stuhl nieder, worauf ein feines, junges Frauenzimmer mit dunklen Augen und riesig langen schwarzen Wimpern saß.

Wohl seine Frau Gemahlin, dachte Bonifaz.

„Sehr richtig", nickte die feine Dame, „aber so schrecklich lang sind meine Wimpern nun doch nicht, verehrter Herr Urgroßvater, wenn sie freilich auch etwas länger und zweckmäßiger und vornehmlich auch schöner sind, als man sie zu Ihren Lebzeiten zu haben pflegte."

Da hört sich doch alles auf, dachte Bonifaz, der Schnakenjäger. Da sie allem Anschein nach doch alles wissen, was ich denke, ist es das beste, ich rücke gleich selber mit der Sprache heraus und sage, was mir gut dünkt, ohne mich fortwährend ertappen und foppen zu lassen.

„Wie Sie wünschen, lieber Urgroßvater", sagte der Urenkel.

Bonifaz achtete indessen diesmal nicht darauf, sondern gedachte jetzt, wie man es zu seinen Zeiten gewohnt war, ein Gespräch über das Wetter zu eröffnen, von der Kornernte, den Kartoffeln und Kohlraben und anderem zu reden und schließlich dem Urenkel so allmählich auf den Leib zu rücken, um zu erfahren, wer und was der Mann eigentlich sei. Allein er vergaß sich gleich wieder und dachte zwischenhinein: Auf diesem Sofa, oder was es eigentlich sein soll, sitzt es sich miserabel. Das Sitzen auf diesen absonderlichen Stühlen aber, die da im Zimmer umherstehen, muß wohl erst eigens gelernt werden, und ich möchte bloß wissen, wozu die vielen Figuren auf den Möbeln stehen und was dies wohl für neue komische Götter sind, die meine Nachkommen da so in Ehren halten, und ob wohl der Ofen dort aus Porzellan oder Marmor oder sonst etwas besteht und es überhaupt ein Ofen ist und nicht vielmehr ein Schreibtisch oder ein Weißzeugschrank oder Glaskasten oder eine Büchertruhe oder ein Behälter für Goldfische oder Gott weiß was.

„Wollen Sie lieber einen anderen Platz haben?" fragte der Urenkel.

Bonifaz wehrte mit der Hand: „Nein, nein, ich sitze schon recht."

„Wir legen eben nicht mehr unser ganzes Körpergewicht auf den Stuhl, wie man es in Ihren Zeiten

zu tun pflegte, verehrter Herr Urgroßvater", erklärte die Dame mit den langen Wimpern. „Im übrigen ist das Ding dort kein Goldfischbehälter, sondern eine Schrankwanne für Mondlichtbäder."

„Ist schon gut," wehrte Bonifaz, „ich muß weder alles gewußt noch alles begriffen haben."

„Da haben Sie aber doch nicht ganz recht, lieber Urgroßvater", widersprach der Urenkel.

„Meinetwegen", fügte sich der Urgroßvater, die Augen senkend, wobei er mit einem neuen Unbehagen gewahrte, daß die Zugohren seiner Stiefel über die Röhren herabhingen und dicker Staub auf dem geschmierten Schuhwerk klebte. Um nicht wieder überrumpelt zu werden, sagte er gleich laut: „Meine Rohrstiefel sind nicht in der besten Verfassung, wie ich soeben bemerke. Daß die Strupfen heraushängen, daran ist der Schuhmacher schuld, der sie nicht ordentlich angenäht hat, und daß der Staub auf der Schmiere sitzt, daran ist das Wetter schuld, denn meine Frau hat eben nicht wissen können, was für ein Wetter am anderen Tag eintrifft, und wahrscheinlich hat sie der Wolken wegen, die am Abend den Boden streiften, keinen Straßenstaub, sondern einen Platzregen erwartet. Übrigens finde ich meinen Aufzug eigentlich sehr merkwürdig. Denn eigentlich müßte ich ja im Totenhemd und barfuß, nicht aber in den Rohrstiefeln und im Werktagshut hier sitzen."

„Das rührt daher, lieber Urgroßvater, daß Sie mit Ihren Gedanken eben im Feld weilten und neben einem Grummetwagen standen, als Ihr Tod eintrat. Darum haben Sie ja auch noch eine Heugabel im Arm", erklärte der Urenkel.

Bonifaz schaute scheu über seine Schulter hinweg. „Da hört doch gar alles auf! Da hab' ich tatsächlich meine Heugabel bei mir." Und um von dem Schrecken loszukommen, ging er jetzt rasch auf das Wetter über: „Ein schlechtes Wetter haben wir heute, ein sehr schlechtes. Auf Weihnachten will man eine schöne Schneedecke und eine gesunde, klare Kälte haben. Das verlangt das Erdreich wie die Menschen. Aber wenn das Wetter nicht mag, dann mag es eben nicht. Da hilft alles Wünschen und Schelten nichts."

Der Urenkel und seine Frau Gemahlin lächelten leise vor sich hin.

Was haben sie nun wieder? dachte Bonifaz, die Leute sind furchtbar ungemütlich! Und eigensinnig spann er nun erst recht seinen Faden weiter: „Man müßte eine Brille erfinden oder so etwas Ähnliches, womit man in die Zukunft schauen könnte, damit man sich wenigstens auf alle Fälle einrichten könnte. Dann bliebe einem so manches Widrige erspart, und viel Unheil wäre aus der Welt weggeschafft. Man könnte dann zum Beispiel in aller Seelenruhe sein

Korn schneiden in der freundlichen Sicherheit, zwei schöne Tage in Aussicht zu haben, und könnte das Heugras in der Regenfeuchte genau einen Tag vor der Aufheiterung niedermähen. Man hätte dann ein viel vernünftigeres Leben und viel weniger Grund zum Räsonieren und Fluchen und anderen Torheiten, die doch nur ins Fegfeuer führen. Soll ich ein wenig vom Fegfeuer erzählen?"

„Wir wissen bereits, wie es dort aussieht," sagte der Urenkel matt, „aber wir werden Ihren Schilderungen gern zuhören, wenn Sie uns trotzdem davon erzählen wollen."

Die Dame mit den langen Wimpern gähnte.

„Das fällt mir bei Gott nicht ein, etwas zu erzählen, was der andere schon weiß", entgegnete der Urgroßvater, rutschte das eine Bein vom anderen ab und stellte seine geschmierten Stiefel laut auf den kostbaren Boden auf.

„Macht nichts, die Fliesen sind unverwüstlich", lächelte die Frau des Urenkels.

Der Urgroßvater ging nicht auf ihre Worte ein, sondern sagte spottend: „Dann weiß man jetztzutage wohl auch schon zehn Jahre zum voraus, was für ein Gesicht jede Stunde macht und ...?"

„Aber natürlich", lächelte der Urenkel.

„Dann geht natürlich auch kein Hälmchen Korn und kein Hälmchen Grummet mehr zugrunde?"

„Natürlich nicht."

„Und wenn's einmal ununterbrochen heruntergießt, dann habt ihr eben ein Mittel gegen die Kartoffelfäule und so weiter?"

„Aber natürlich", nickte die Frau des Urenkels.

„Dann wißt ihr wohl auch auf die Sekunde hin, wann die Hühner legen und die Schwalben Ade sagen und die Störche ankommen? und wieviel Äpfel bis zum Herbst an den Bäumen hängenbleiben?"

„Ei freilich."

„Und am Ende wißt ihr sogar den Tag, an dem ihr sterben müßt?"

„Gewiß," sagte der Urenkel, und der Urgroßvater bemerkte, daß die beiden Menschen nun noch blässer wurden, als sie es ohnehin schon waren.

„Zu meiner Zeit haben dies nur die Sträflinge gewußt, die geköpft oder aufgeknüpft wurden, und auch denen hat man manchmal aus Gnade ihre Sterbestunde verheimlicht, weil es eben sehr unangenehm sein muß, die Totenuhr gleichsam im Haus hängen zu haben."

„Sehr angenehm ist es natürlich nicht", gab der Urenkel etwas bitter lächelnd zu. „Immerhin habe ich noch elf Jahre vor mir. Meine Frau hat allerdings leider nur noch zweiundeinhalbes."

Der Urgroßvater aber gewahrte jetzt voll Mitleid, daß der Dame die Leichenblässe bis in die Ohren stieg.

„Und leider gerade zwei recht unangenehme Jahre," sagte sie, wie um das Grauen wegzuscherzen, „wir werden fast nichts als Nässe und Nebel haben."

„Wenn man einmal soweit ist und alles kann und alles weiß, so sollte man allmählich auch das Wetter nach Belieben machen können, so wie man die Regendächer und Sonnendächer macht: rot und blau oder grau und schwarz", sagte der Urgroßvater.

„Das kann man selbstverständlich und geschieht auch tatsächlich", erwiderte der Urenkel. „Die meteorologische Karte wird tatsächlich auf zwölf Jahre hinaus durch einen Kongreß bestimmt und Temperatur und Feuchtigkeit und Windrichtung verteilt. Und wir könnten heute Schnee die Fülle haben, wenn nicht heuer soundso viel Regenmenge nach Rußland abgeführt werden müßte, die Himalaja- und Hindukusch- und Monsunniederschläge aber bereits, mehr als gut ist, für Tibet, Iran und Nordafrika herangezogen würden."

„Warum könnt ihr dann nicht auch das Leben noch gleich verlängern und so alt werden wie die Eichen und die Felsblöcke oder noch älter?" spottete der Urgroßvater.

„Man ist daran", seufzte die junge Frau.

„Ob es jedoch ein Glück bedeutet, ist sehr fraglich", tröstete der Urenkel. „Man hat manchmal schon an dem satt, was einem zugemessen ist."

„Du hast leicht reden", entgegnete die blasse Frau.

„Geh, schäme dich ein bißchen", sagte der Urenkel verdrießlich. „Im übernächsten Jahr magst du dann meinetwegen mit deiner Totenklage beginnen. Das hat noch Zeit. Mir wird jetzt schon bange, wenn ich daran denke, dich dann Tag für Tag jammern und Abschied nehmen zu hören. Der Kongreß hat sich da übrigens ein starkes Stück Willkürlichkeit geleistet", fuhr der Hausherr sehr erregt und mißvergnügt fort. „Freilich, die Herren Deputierten haben es ja leicht, froh zu werden. So sitzt unser Kongreßmitglied jetzt, da es grau und kalt ist, schön geborgen auf Jamaika bei sechzehn Grad Wärme und Sonnenschein und lieblicher Seebrise. Überhaupt sind wir auf dem Kongreß mehr als schlecht vertreten, ich sagte es schon immer, und wenn wir uns künftighin nicht besser rühren oder schließlich noch Krieg anfangen, müssen wir am Ende ausschließlich den Mongolen und Negern zu Gefallen leben. Aber passen Sie auf, es soll nicht mehr lange so weitergehen!"

Nun sagte der Urgroßvater, dem jetzt auf einmal ganz leicht und wohl ums Herz wurde: „Zu meiner Zeit saß man am heutigen Tage in der Wärme beim Ofen und freute sich am Schein der vielen Kerzen, und wenn man keinen eignen Lichtbaum vermochte, so genoß man doch wenigstens in stiller Trauer die Lichter hinter den Scheiben der Nachbarn und erbaute sich am Frieden der anderen. Ich kann

es jetzt wohl sagen, ich habe ein paar so schöne, friedvolle Weihnachtstage erlebt, daß ich noch lange daran denken werde. Freilich habe ich auch einige böse Christtage durchgemacht. Einmal ist mir am Geburtsfest des Herrn ein Kind gestorben, die Pauline, und gerade in einem Alter, wo man sie am liebsten hat. Und ein anderes Mal habe ich die Maul- und Klauenseuche im Viehstall gehabt. Doch wenn ich es mir jetzt recht überlege, ist meine Zeit aufs Haar so schön gewesen wie die heutige. Und ich komme nächstens so weit, daß mir meine erlittenen Sorgen und Schmerzen allmählich anfangen teuer und lieb zu werden, die ich bald um alles Wissen und Wettermachen und alles, womit ihr euch herausstreicht, nimmer hergeben möchte. Ja, ich kann ruhig erklären, daß ich zum Beispiel sogar froh bin, nicht zu wissen, wann meine Sache im Fegfeuer abschließt. Vielleicht kann ich morgen schon meine Himmelfahrt antreten. Und wenn ich dann selbst im Himmel noch nicht alles weiß, so habe ich gar nichts dagegen. Überhaupt gehen mir jetzt auf einmal merkwürdige Fegfeuerlichter in meinem alten Bauernkopf auf, und ich möchte fast behaupten, daß das Elend und die Leiden der Welt am Ende nichts als den Schatten Gottes darstellen, und daß auch die neue Zeit trotz aller eignen Helle immer noch genau so wie die unserige in diesem Schatten wandelt, weil wir alle

wahrscheinlich das volle Licht des Unendlichen doch nicht ertrügen. Und nun bitte ich, mir nichts übelzunehmen, wie man zu meiner Zeit beim Abschied sagte und mir gefälligst den Druckknopf oder Hebel oder so etwas zu zeigen, wodurch ich im Fahrstuhl oder in der Gondel oder wie ihr es wollt, in meine Örtlichkeit zurückkehren kann. Und gute Feiertage! Und Gott befohlen!"

Kilian Pfeifer

Wie oft wohl bin ich seinetwegen im „Silbernen Hecht" gewesen?

Im „Silbernen Hecht" kann man — wenn man einen Platz am Fenster bekommt — den ganzen Marktplatz mit zwei guten Augen vollständig beherrschen. Man sieht die Marktweiber unter ihren Zeltschirmen sitzen, sieht sie die Waren einmessen, den Käufern herausgeben und das Geld auf die Hand zählen. Man sieht Landfrauen in hellen Kopftüchern um den Marktbrunnen stehen und Kirschen essen und nach dem Schmause den Mund und die Hände abwaschen, sieht die Schutzleute auf und ab gehen und stehenbleiben und der schönen Gärtnersmagd den Hof machen. Man sieht den dicken Rathausdiener eine Batterie Bierkrüge über den Platz tragen und sieht den immer durstigen Aktuar zum Fenster hinausschielen. Man sieht einen Kaufmann zur Post eilen und die eingelaufenen Aufträge abholen und lesend durch die Menge steuern, sieht den einst so gefürchteten und nun im Alter so zahm gewordenen Oberrat mit Netzkorb und Spazierstock den Heimweg antreten und Späße gegen die Händlerinnen machen. Man sieht weiße Tauben auf einem Plattendache in der Morgensonne liegen und die Flügel im warmen Lichte

breiten und sieht ein goldhaariges Kind auf der Kette, die die steinernen Pfosten vor dem Rathaus verbindet, schaukeln und vor sich hin singen. Man sieht den Rasierlehrling unerlaubterweise die Barbierstube verlassen und in aller Eile ein Magenbrot kaufen und aufzehren. Ja, wenn man recht scharfe Augen hat, kann man sogar sehen, wie eine verirrte Hummel den Nelkenstöcken, die auf einem Randbrett der Käufer harren, zuschießt und Kostprobe hält und wieder wegfliegt. Das alles und noch viel mehr sieht man.

Vor allem aber sieht man den Kilian Pfeifer auf dem Pflaster stehen.

Man kann ihn so schön beobachten: wie er unter die Schürze fährt, die Dose aus der Hosentasche zieht und der Nase zu essen gibt, wie er mit dem blauen Schnupftuch den Schnurrbart ausstaubt, das Tuch zu einer Kugel formt und dann einsteckt, wie er die Schildmütze einen Augenblick vom Kopf weghebt und im Haar herumfingert, wie er einen neuen Rauchstengel sorgsam auspackt und am alten anbrennt, wie er ein paar langweilige Schritte macht und dann wieder stillhält und die Hände ins Kreuz legt, wie er nach der Rathausuhr sieht und zu gähnen anhebt, wie er einen Bekannten anredet und mit den Armen die Rede unterstützt, wie er in den „Weißen Bock" geht oder aus dem „Roten Hahn" tritt.

Hier und da kann man auch sehen, wie er einem Fuhrmann einen Sack abladen hilft oder einer Marktfrau eine Weile dienstbar ist.

Doch sind diese Gelegenheiten sehr selten, und wer den Kilian Pfeifer einmal länger im Auge behält, dem wird dieses lebendige Marktstandbild immer rätselhafter.

Gern ein Jahr hindurch habe ich ihn beobachtet und habe es auf alle mögliche Weise versucht, dieser sonderbaren Existenz auf den Grund zu sehen.

Daß der Kilian in seiner Schildmütze und Schürze kein Rentner war und von den Zinsen lebte, war ohne weiteres klar. Und daß er Weib und Kinder hatte, wußte ich auch. Ich wußte auch, daß kein Rabe des Himmels ihn mit Speise versah. Und daß er sein Bier im „Weißen Bock" und „Roten Hahn" bezahlen mußte, schien mir ebenfalls sicher. Aber vielleicht war er ein zur Ruhe gesetzter Landjäger oder Bahnwärter oder sonstiger Beamter. Aber das konnte nicht sein. Denn der Kilian Pfeifer ist höchstens fünfundvierzig, und krank war Pfeifer wohl auch nicht. Wenigstens sprachen das gebräunte, volle Gesicht und die allezeit lebendige Zigarre nicht dafür.

Oder war er ein philosophierender Sonderling, der hier seine Studien trieb?

Aber dies konnte wieder nicht stimmen. Denn der Pfeifer sah eher aus wie ein gewesener Schuster, der aus Faulheit sein Handwerk aufgegeben hatte.

Oder war er einer, dessen Kopf nicht ganz richtig und den man auf Kosten der Stadt frei laufen ließ? Auch dies schien so gut wie ausgeschlossen. Denn der Pfeifer sah sehr vernünftig aus, vernünftiger sogar als die meisten seiner Mitmenschen, die auf dem Markt umherrannten.

Oder war er am Ende gar ein Geheimagent? Man hatte ja neuerlich gehört, die Stadt habe nun auch, dem Beispiel der großen Städte folgend, einen Geheimpolizisten angestellt. Aber das war doch der Herr Gottlieb Dinser, den ja jedes Kind trotz aller Verkleidung kannte. Und gesetzt auch, man habe seitdem noch einen zweiten gedungen; würde der wohl immer im selben Inkognito auf dem Markte stehen?

Im Laufe meiner Beobachtungen traf ich den Kilian Pfeifer auch hin und wieder in anderen Teilen der Stadt und sah, wie er dabeistand und mitredete, als drei Männer um ein Ziegenböckchen schacherten. Und ich begegnete ihm, als er eben aus purer Gefälligkeit, wie es schien, einem Fremden die hiesigen Sehenswürdigkeiten zeigte und tüchtige Sprüche machte: den fünfknöpfigen Turm, das neue Schlachthaus, die Pinselfabrik, den Hirschgraben.

Ein andermal fing er gerade einen entwischten Kanarienvogel und brachte ihn der Besitzerin, einer lautaufschreienden Dame, zurück.

Oder er war Festordner beim Liederfest.

An einem schönen Sonntag aber erlebte ich die Freude, den Kilian Pfeifer mit Frau und vier Kindern auf dem Spaziergang anzutreffen. Die Pfeifers waren alle sehr nett und sauber angezogen. Der Vater aber trug einen roten Schlips mit weißen, feierlichen Tupfen. Sie wanderten dem „Lindenfürst" zu, ließen sich hier in einer Gartenwirtschaft nieder und tranken Bier und aßen Kräuterkäse. Ja, die Mutter Pfeifer bestellte hintendrein noch ein Viertel Rotwein. Und als die Familie nach drei wohlbenützten Stunden aufbrach, hieß es ohne Ende: „Adjes, Herr Pfeifer! Frau Pfeifer! Und ein andermal die Ehr', Herr Pfeifer! Und danke schön, Herr Pfeifer! Und Wiedersehen macht Freud', Herr Pfeifer!"

Ich muß gestehen, es hätte damals nicht viel gefehlt, und ich wäre dem Herrn Kilian Pfeifer nachgelaufen und hätte ihn händeringend ersucht, mir auch von seinem wundersamen Lebensrezept, das er offenbar hatte, zu geben. Und ich hätte ihn unter Dankesströmen ausgefragt, wie er denn das Wunder vollbringe, in dieser teuren Zeit so schön und bequem und sorglos zu leben.

Es wäre in der Tat auch das beste gewesen, ich hätte damals den Sprung ausgeführt. Dann hätte ich nicht noch wochenlang meine Neugier herumtragen und mit ihr schlafengehen und aufstehen müssen.

Letztlich kaufte ich einen Korb Stachelbeeren. Und ich wollte die schöne Ware, weil mir das gerade Spaß machte, gleich selber nach Hause tragen und meine Frau überraschen und zugleich dem Fräulein, das wir gegenwärtig zu Besuch haben und das so merkwürdige Ansichten über Ehre und Arbeit hat, eine saftige Lehre durch mein Beispiel geben.

Aber das Tragen war doch nicht so einfach, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich habe wohl recht ungeschickt mit dem Korbe hantiert. Sonst hätte der Kilian Pfeifer nicht auf mich zukommen und mich anreden können: „Wenn's gefällig ist, Herr, will ich Euch den Korb abnehmen und heimtragen. Ich schätz', ich kann besser damit umgehen als Ihr, Herr."

„Sehr liebenswürdig!"

„Wohin soll der Kratten, Verzeihung, Korb?"

„Hoferstraße dreiundzwanzig."

„So. Gut so."

„In fünfzehn Minuten sind wir dort."

„Oder doch sicher in einer halben Stunde. Bei mir geht's nämlich ein bißchen langsam."

„Das ist ja natürlich ganz einerlei."

„Ich hab' mir nämlich vor zwölf Jahr' beim Holzabladen den linken Fuß verstaucht und seit der Zeit tu ich sehr herb bei jedweder Arbeit."

„Aber um alles! Dann dürfen Sie sich doch nicht mit meinem Korb abmühen. Das kann ich,

der ich zwei gesunde Beine habe, schlechterdings nicht zugeben."

„So war's nicht g'meint, Herr. Es geht ja schon. Man strengt sich halt ein bißchen an. Es muß ein jedweder schaffen um sein Brot. Wovon sollt unsereins sonst leben? Ich bitt' Euch! Wenn man Weib und Kinder hat. Fünf lebendige Kinder, Herr. Das ist wirklich kein Spaß nicht."

Ich brauchte eine gute Weile, bis ich mich gesammelt hatte. Dann fragte ich: „Fünf Kinder haben Sie?"

„Ja, Herr. Fünfe. Der Älteste ist sechzehn und geht jetzt in die Lehre, und das Jüngste rutscht noch in der Stube 'rum. Das ist wirklich kein Spaß nicht. Wenn man nur immer Arbeit hat, dann geht's schon. Aber wenn man oft tagelang umsonst auf dem Markt 'rumsteht, dann ist die Sache bodenbös."

„Wäre es da nicht besser, sich eine andere Beschäftigung zu suchen?" sagte ich.

„So 'was ist sehr schwer heutigentags, wo alles überfüllt ist, Herr. Und, wie schon g'sagt, mit meinem kranken Fuß ist es doppelt schwer. Und dann ist mein Beruf noch lang nicht der schlechteste. Es gibt ja, Gott sei Dank, immer noch genug edle Menschen auf der Welt, die den Lohn nicht bloß nach der Leistung abmessen, sondern vor allem auch auf den

guten Willen und auf die Bedürftigkeit sehen, Herr. So hab' ich vorige Woch' einem reichen, hohen Herrn eine halbe Stunde lang das Pferd gehalten, und er muß mir meine Not angemerkt haben, denn er hat mir zwei Mark in die Hand g'legt und nachher noch drei großartige Zigarren, wie kein Fürst keine besseren raucht. Und letzten Samstag, zum Beispiel, hab' ich dem Herrn Bezirksmajor eine kleine Gefälligkeit erwiesen. Und wißt Ihr, Herr, was er tut? Er langt nach seinem Lederbeutel und sagt: ‚Pfeifer' — so heiß ich nämlich, Kilian Pfeifer — ‚Pfeifer,' sagt er, ‚da macht Euch mal einen guten Tag.' Natürlich hab' ich das Geld — es war ein Dreimarkstück — nicht verbraucht, sondern ich hab's meiner Familie heimgetragen. Aber ein guter Herr ist er doch, der Bezirksmajor. Und so gibt's immer wieder edle Menschen, die ein Herz für die Armut haben. Seht, Herr, drum bin ich auch kein Umstürzler und nichts dergleichen. Denn das hat keinen Zweck nicht und ist nicht erlaubt. Weil es, wie gesagt, immer noch genug gute Leute auf der Welt gibt. Freilich gibt's auch andere, wie zum Beispiel den reichen Rentner Glatthaar, der in der Kernerstraße wohnt und der mir heut' morgen für zwei Stunden strengen Dienst eine halbe Mark ausbezahlt hat. Aber ich bin mal so! Ich kann und mag mich nicht wehren um meinen Lohn. Aber das ist gewiß: solche Leute, die den Armen

den Lohn verkürzen, die werden schon mal sehen, was für ein Tanz ihnen in der Ewigkeit aufgespielt wird!"

Und so erzählte der Kilian Pfeifer noch weiter, bis wir am Ziel waren.

Ich hörte immer fleißig zu und wußte nun, auf welche Art der glückliche Mann seine Wunder vollbrachte. Und ich überlegte, wie ich wohl diesen Kilian Pfeifer entlohnen sollte, auf daß er ja gewiß zufrieden wäre und mich den edlen Menschen beizählte und nicht jenen, denen in der anderen Welt ein Tanz aufgespielt werde. Und ich bedachte, daß ich mit einem schönen Trinkgeld zugleich ein Almosen verbinde und daß der Kilian eigentlich doch ein recht lustiger Nichtstuer sei, dem zu Gewinn man schon einmal eine Ausnahme machen könne, und daß mir ein paar Mark schließlich nicht so wehe tun. Ich gab also ein ordentliches Stück Geld und bedankte mich aufrichtig für den erwiesenen Liebesdienst. Und da die Tat mich heute noch nicht reut, so muß sie wohl gut gewesen sein.

Es wäre auch wirklich schade, wenn solche Sonntagskinder wie der Kilian Pfeifer nicht die verdiente Würdigung der Mitwelt fänden.

Der Genius von Hintermichelswaag

Es gibt keinen modernen Menschen, der den großen Namen nicht kannte. Wohl die meisten haben schon in irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift einen jener Verse gelesen, die von selber singen; oder doch einen Aphorismus; oder haben zum mindesten die Photographie des Alois Hemberger — so heißt er ja — in einem Weihnachtskatalog gesehen. Und nicht wenige haben sich seine Bücher geliehen. Und etliche hundert Verehrer sind sogar so weit gegangen und haben Hembergers Werke selber gekauft und den erklärten Lieblingen beigesellt. Zu diesen etlichen Hundert gehöre ich.

Und ich las die Bücher nicht bloß, ich erlebte sie. Und mein Rausch leistete manchmal Überschwenglichkeiten.

So äußerte ich in Damengesellschaft: Wer eine Gestalt, wie die letzte Schöpfung Alois Hembergers sie bringe, vierhundert Seiten lang zu tragen vermöge, der habe auch — wenn nicht tatsächlich, so doch eigentlich — die Kraft, einen masten Ochsen ausgestreckten Armes durch ein Königreich zu tragen.

Und ich sagte einmal zu einem Bekannten, der mich ganz unnötigerweise fragte, ob ich denn meinen

Kindern nie Gedichte vorlese: Ich habe ihnen einige Abschnitte aus den Naturschilderungen Alois Hembergers vorgetragen und das Vorgetragene auswendig lernen lassen; denn diese Prosastücke seien nach meiner Meinung die besten Gedichte, die es gäbe, und wenn auch keine offenen Reime sich vorfänden und man die Silben weder zählen noch messen könne und keine Elle und kein Meter für dieses Metrum habe, so walte darin doch ein Rhythmus, der wie ein allmächtiges Schöpferwort in unsere Zeit heraufrausche und in alten Eichen und grünen Halmen und spiegelnden Seen und vergoldeten Felsenschroffen dem Auge sichtbar sei.

Hatte ich mich doch allmählich so eingelesen und hingegeben, daß ich selbst im Schlafe diesen Takt verspürte und die Wasser nach ihm wallen und den Wind in ihm wehen hörte.

Wundert sich da noch jemand, wenn ich den Meister jener Gewalten von Aug zu Aug sehen wollte, und wer wird so unlieb sein und sagen, nur die reine Neugier und die bittere Tatsache, daß mir Herr Alois Hemberger auf drei inständige Briefe keine Antwort gegeben, hätten mich gereizt, den berühmten Mann persönlich kennen zu lernen.

Natürlich wußte ich schon lange: Alois Hemberger, geboren Anno siebzig, absolvierte das Gymnasium in X, studierte die Rechte in Y und Z und lebt

jetzt als Beamter in Hintermichelswaag. All das wußte ich genau und noch mehr; wußte es aus Zeitungsnotizen, Zeitschriften, Reklamezetteln und so fort. Aber wo Hintermichelswaag stecken sollte, wußte ich schlechterdings nicht. Und ich mußte schon dem Zufall recht dankbar sein, der mir einmal ein Reisebuch in die Hand spielte, in welchem dieses Hintermichelswaag aufgeführt war, und in dem sich unter dreitausend anderen Anzeigen auch die folgende befand: Hintermichelswaag, Oberamtsstadt. Sechstausendeinhundertachtzehn Einwohner. Luftkurort in reizender, gesunder Lage mit reicher, seltener Flora. Nur elf Kilometer von der Bahn entfernt. Wald in nächster Nähe. Flußbäder. Gelegenheit zur Forellenfischerei. Vorzügliche Gasthöfe und billige Wohnungen. Zweiklassige Latein- und Realschule. Arzt und Zahnarzt. Unentgeltliche Auskunft durch das Bürgermeisteramt.

An einem Nachmittag zwei Uhr acht Minuten entstieg ich dem Schnellzug, um die elf Kilometer mit den Füßen nachzumessen.

Die Sonne schien sparsam. Aber sie schmückte die Ränder der tiefhängenden dunkeln Wolken mit wunderbarem Glanze. Es ging ein starker, lauer Frühlingswind, der ganze Hände voll Blüten von den Bäumen brach und sie wie toll ins Weite hineinwarf unter die weißen Schmetterlinge, daß man sie nicht mehr

voneinander kannte. Und wenn dann die wirbelnde Blust zur Erde niederfiel und ins Gras sank zwischen die dichtgesäten Maßliebchen, dann wurde man wieder wirr und war daran zu glauben, der Mai habe zum Spaß auch einmal schneien lassen wollen. Ab und zu gab der Wind Ruhe, und immer wieder brach für ein paar Augenblicke ein göttlicher Sonnenschein aus den vergoldeten Wolkenritzen und füllte die Blütenschalen mit einem wundersamen, holden Schimmer.

Mit einem Worte, die Welt war so schön, daß ich den Genius von Hintermichelswaag beinah vergessen hätte.

Zunächst mußte ich durch Vordermichelswaag, wo ich am ersten Hause erfuhr, ich brauche jetzt nur noch drei gute Viertelstunden zu gehen, dann sei ich am Ziel.

Diese Auskunft überkam mich so plötzlich, daß ich von dem ganzen Vordermichelswaag so gut wie nichts sah und wie ein Schlafwandelnder durch die Straßen zog. In drei Viertelstunden also sollte ich den Ruhmgekrönten vor mir sehen!

Ich gestehe ehrlich, mir war ordentlich bang, und so oft ich jemand von fern des Weges wandern sah, befiel mich ein Herzklopfen, und ich mußte stehenbleiben und Atem schöpfen. Und ich war geradezu froh, als ich den ersten Menschen, der aus dem

berühmten Hintermichelswaag dahermarschierte, schon in Kilometerweite als einen Metzgergesellen entlarven durfte, der mit seinen geschmierten Rohrstiefeln einen großartigen Lärm auf der Straße vollführte. Aber auch ohne diese Rumorstiefel wäre der Hintermichelswaager des Eindrucks auf mich sicher gewesen. Denn an ihm wie an allem, was ich von jetzt ab zu sehen bekam, haftete etwas von dem Ruhm und der Weihe meines vergötterten Alois Hemberger.

Und ich grüßte den Gesellen mit einer Andacht, wie ich sonst nur etwa meine Obern, die mein kleines Geschick in Händen haben, zu grüßen pflege.

„Guten Tag, Herr —."

„Guten Tag."

„Ist das Hintermichelswaag?"

„Jawohl."

„Und sind Sie dort gut bekannt?"

„Jawohl."

„Hm. Bitte, dann sagen Sie mal, wo — wo — kann ich ein gutes Glas Bier bekommen?"

„Ein gutes Glas Bier?"

„Ja. Bitte."

„Ein gutes Glas Bier? Ja, das gibt's eigentlich überall. Wir haben lauter gute Biere. Da ist zum Beispiel der ‚Schwan', gleich das dritte Haus links; oder das ‚Kreuz', wo man auch Helles schenkt; oder das ‚Badzüberle'; auch der ‚Wilde Mann'

ist gut; oder die ‚Drei Raben‘, dort gibt's Fürstenberger; ganz gut ist auch der ‚Bär‘, und die ‚Traube‘ gleichfalls. Auch im ‚Rappen‘ ist man sehr gut aufgehoben, oder im ‚Scharfen Eck‘ bei der schwarzen Margret, wie man die Wirtin heißt; oder in der Bachwirtschaft; die ist noch die allerbeste; oder im ‚Goldnen . . .‘"

„So, das genügt mir schon; danke. Und jetzt noch eine Frage: Wissen Sie, wo der Herr Hemberger wohnt und wie und wann ich den Herrn am besten treffen kann?"

„Hemberger?"

„Herr Alois Hemberger."

„Alois Hemberger?"

„Ja."

„Alois Hemberger?" Der Metzgergeselle stocherte mit seinem Treibstock im Straßenkies herum. „Hemberger. Hemberger. Hemberger. Nein, den kenn' ich jetzt nicht."

„Es ist der berühmte Schriftsteller."

„Schriftsteller?"

„Ja, Schriftsteller."

„Schriftsteller? Hemberger? Da bin ich jetzt ganz überfragt. Da hab' ich jetzt noch nie was g'hört." —

Das erste Haus von Hintermichelswaag liegt halb versteckt und geheimnisvoll genug in einem ansehnlichen Obstgarten. Es hat grüngestrichene Läden,

eine nicht ganz gewöhnliche Wetterfahne und außerdem noch manch andere Anzeichen, die mir den Schluß aufdrängten, es müsse dem Genius Alois Hemberger zugehören. Und wieder befiel mich mein Herzklopfen.

Doch bald entdeckte ich ein Hausschild, das ich schon von weitem entziffern konnte: Tuch- und Ellenwaren von Theresia Dangelmaier.

Das Haus war also nicht das gesuchte.

Auch das nächste nicht und das dritte nicht — das war ja, wie ich bereits wußte, die Wirtschaft zum Schwanen — und die anderen auch nicht, wie es sich immer wieder herausstellte.

Ich fragte einen Hintermichelswaager um den anderen und erhielt die widersprechendsten Antworten: einen Alois Hemberger gebe es hier nicht. Es habe sich vor drei Jahren ein Hemberger hier niedergelassen und wohne in dem einzechten Haus nicht weit von der Sägmühle; aber der heiße zum Vornamen Nepomuk und nicht Alois und sei schwerlich ein Schriftsteller, sondern ein kranker Mann, der immer spazieren laufe.

In der Wirtschaft zum Wilden Mann hause im oberen Stock ein verwitweter Schneider. Nur schreibe der sich Hennenberger. Aber dem sei wohl zuzutrauen, daß er Aufsätze in die Zeitungen einrücken lasse. Auf dem Bezirksamte gebe es einen Hemberger, aber der habe als Beamter sein festes Einkommen und werde

kaum so dumm sein, noch nebenher in den Blättern herumzuschreiben.

In der Kirchgasse sei ein halbverrückter Wiener, dem so etwas ganz gut gleichsehen möchte; wie der heiße, vermöge man nicht zu sagen; doch sei es leicht möglich, daß der Hemberger heiße. Der habe mit gar niemandem Umgang und sei überhaupt ein so überspannter Kauz. Und er sei auch bereits einmal im Irrenhaus gewesen.

Der in dem einzechten Haus nächst der Sägmühle sei es ohne Zweifel.

Der habe es immer mit der Post zu tun, auch habe man ihn schon öfters auf dem Spaziergang in ein Notizbuch schreiben sehen.

Ein Dicker aber, der, wie es schien, seine Hände für immer unter einer heuchlerischen Schürze in den Hosentaschen hatte, sagte: er kümmere sich blutwenig um die Schreibereien in der Welt. Er lese jahraus jahrein keinen Buchstaben, höchstens die Anschläge unterm Torbogen und die nicht immer, und es sei ihm vogelwohl dabei; die auf dem Rathaus werden wohl am besten Rat wissen; ich solle mich nur dorthin wenden.

Und eine alte Frau, die eben ihre Bohnenpflänzchen behackte, antwortete: sie könne sich keinen andern denken als den Halbnärrischen in der Kirchgasse, der das ganze Jahr hindurch nie in eine

Kirche gehe; dem sei alles zuzutrauen; nur nichts Rechtes.

Auf dem Rathaus endlich wußte man die Wahrheit: „Alois Hemberger ist Hilfsbeamter auf dem hiesigen Bezirksamt und schreibt Bücher, die niemand liest. Auch zweifelhafte Zeitungen und Zeitschriften bedient er, was man höheren Orts mit Recht mißbilligt. Es muß einem bloß leid tun um die bildhübsche junge Frau, die der Mann hat, und die gezwungen ist, sein verfehltes Leben mitzuleben."

Es sei ja wahr, der Herr Hemberger treibe es manchmal stark, fügte der Nachtwächter, den man mir als Führer gab, nachher noch hinzu. Aber es sei auch wahr, daß der neue Bürgermeister den Hemberger nicht leiden könne. Es sei nur schad, daß der Herr Hemberger nie mehr unter die Menschen gehe. Das sei nichts und verleite zu allerhand Narreteien. So laufe der Herr viel bei Nacht spazieren, was keinen Zweck habe, und er zeige sich manchmal in einer Kleidung, die eher für einen Tropf als für einen Beamten passe. „Übrigens", schloß der Nachtwächter, „sind wir jetzt eben am Ziel. Dort in dem Haus mit dem weißen Spalierbaum wohnt er."

Je mehr ich von dem merkwürdigen Hemberger gehört und je näher ich kam, desto stärker ward meine Erregung.

Wohl dreimal ging ich um das heilige hembergersche Haus herum, ohne den Mut zu finden einzutreten. Als ich vollends Hembergers Gesicht an einem oberen Fenster flüchtig erblickte und alle die absonderlichen Gerüchte bestätigt fand, verlor ich alle Fassung. Ich kehrte vor der Schwelle um und wanderte in die Bachwirtschaft.

Hier trank ich in kurzer Zeit ein erhebliches Quantum Rotwein und überdachte noch einmal alles: meine Anrede und die Entschuldigung, daß ich so ganz ohne weiteres ins Haus einfalle. Und ich suchte nach einem willigen Gesprächsgegenstand, falls die Unterhaltung einmal ins Stocken geriete und nach Gegenreden, wenn der gefährliche Hemberger dieses oder jenes darauf erwidern sollte. Und ich überlegte, was ich der hübschen jungen Frau Gemahlin Artiges in Worten mitbringen wollte und wie ich den Herrn Hemberger höflich zu einem Becher Wein in der Bachwirtschaft einladen würde. Und — halt! Das hätte ich ja fast vergessen: vor allem würde ich von einen Werken sprechen: Von den Versen, die von selber singen; vom Rhythmus, der in unsere Zeit heraufrausche; vom herrlichen Beispiel mit dem Ochsen. Und ich würde mich auf die verwegensten Entgegnungen gefaßt machen. Und ich nahm mir vor, beim verrücktesten Gebaren noch zu tun, als ob mir das ein ganz Gewohntes wäre.

Beinahe hätte ich noch einmal an der Tür kehrtgemacht. Aber ich hatte kaum recht auf die Klinke gedrückt, da ging auch schon ein Fensterflügel.

„Bitte, mein Herr?"

„Ich — ich — erlaub' mir bloß — ich bitte um die Erlaubnis, Herrn Alois Hemberger meine Aufwartung machen zu dürfen", brachte ich mit vieler Mühe heraus.

„Ich werde gleich aufschließen." Und die hübsche Frau öffnete mir und rief die Treppe hinauf: „Du, Alois! Es ist ein Herr unten, der dich sprechen möchte."

„Was für ein Herr?" kam es von oben herunter.

Stotternd nannte ich meinen Namen und setzte bei: „Ich bin gekommen — ich bin eigens hierher gereist als — einer Ihrer Verehrer. Ich — — —."

„Ah so! Das ist was anderes. Kommen Sie nur 'rauf und entschuldigen Sie mich, denn ich bin nichts weniger als empfangsfähig. Pauline, willst du nicht unterdes die Lisl nehmen? Das heißt, die kann auch hierbleiben; natürlich nur mit Ihrer ausdrücklichen Erlaubnis, mein Herr. Die versteht ja noch nichts von Literatur. Sie ist nämlich erst anderthalb Jahr auf der Welt. Und nun, willkommen!"

Das war er nun, der Genius von Hintermichelswaag! Der Schöpfer der singenden Verse; der Mann, in dessen Prosa ein Rhythmus waltet, der wie ein allmächtig Werdewort in unsere Zeit heraufrausche;

der Mann, der höherer Mißbilligung sich erfreue; der es immer mit der Post zu tun habe; dem es wohl zuzutrauen sei, daß er etwas in die Zeitung einrücken lasse; der schon einmal im Irrenhaus gesessen; der jahraus, jahrein in keine Kirche gehe; der des Nachts spazieren laufe und allerhand Narreteien ausübe.

Da war er: hemdärmelig und in den Hausschuhen und hatte sein weißhaariges, dickbackiges Kind, die anderthalbjährige Lisl, auf den Knien.

Nun wäre ich gar nicht erstaunt gewesen, so der Genius Alois Hemberger etwa im Nachthemd und mit Hörnern am Kopf und nur auf einer Gesichtshälfte rasiert vor einem verrückten Schreibpult gestanden wäre, oder wenn ich ihn angetroffen hätte, wie er eben eine Giftschlange dressierte oder sonst einen Wahnwitz beging.

Weil ich aber wider alles Erwarten einen ganz vernünftigen Sterblichen vor mir sah, war ich aufs neue dermaßen verblüfft, daß ich weder meine Vorstellung noch meine schönen Entschuldigungen noch meine triefenden Lobreden richtig zuwege brachte.

Es war auch gar nicht nötig, denn der freundliche Herr Hemberger las mir das alles aus den Augen heraus und fragte mich gleich, wie ich sein Haus gefunden habe. Und er wollte nicht fertig werden mit Lachen, als ich ihm die Antworten der Hinter-

michelswaager erzählte und die liebe Auskunft des Bürgermeisters.

„Das kann ich mir lebhaft vorstellen. Es ist ja auch nicht das erstemal, daß ich in dieser vielfältigen Art empfohlen werde. Aber es hat ein jeder das Recht, die Welt und die Menschen anzusehen, wie er will. Und ich verdiene wohl zum guten Teil die spaßige Rolle, die ich hier ausübe. Aber ich bin ja nicht der, der sich nicht verteidigte und nicht auch seine kleinen Entgegnungen hätte, und die sind billig und wirksam in einem Nest, wie Hintermichelswaag es ist. Ich darf bloß etwa ohne Hut — denken Sie sich einen Beamten ohne Hut! — durchs Städtchen spazieren oder in den Sandalen und mit bloßen Waden auf die Hausbank sitzen oder im Joppenanzug zu einem Festbankett gehen: dann ist meine Unziemlichkeit und Krummheit satt erwiesen. Was mich wirklich freut, ist, daß die wenigsten Hintermichelswaager von meinem Dichtertum wissen. Das ist ganz natürlich und ganz angenehm."

Jetzt fragte ich den Herrn Hemberger, warum er denn nicht aus dem Nest herausgehe?

„Das ist leider schneller gesagt als getan. Ich habe Frau und Kind, und der Lisl, die jetzt so brav ist und so schön zuhört, schmeckt das Essen so gut. Und dann bin ich leider viel zu wenig Narr, um diesen Streich zu wagen. Drum füge ich mich, so

gut es geht, und trage mein Los, wenn es mir auch manchmal noch so schwer wird. Ich weiß, anderen und viel Würdigeren ist es noch schlimmer ergangen als mir. Das ist immerhin ein Trost, wenn auch ein sehr lächerlicher."

Jetzt wollte ich auf meinen Hauptzweck losgehen und den Herrn Hemberger über sein Schaffen und seine Werke ausfragen.

Aber er entgegnete: „Da müssen Sie mir schon verzeihen, wenn ich die Antwort schuldig bleibe. Alles, was ich zu sagen habe, sage ich in meinen Büchern, und sonst habe ich eigentlich nichts zu sagen. Dies war auch der Grund, der mich abhielt, Ihre freundlichen Briefe zu erwidern. Hoffentlich sind Sie mir nicht böse darum."

„Wie könnte ich."

„Wollen wir also nicht statt aller Literatur und Kunst lieber in die Bachwirtschaft hinüber? Man trinkt dort einen ganz guten Roten."

„Ich war bereits dort."

„Um so besser."

Nun saßen wir in der Bachwirtschaft bis weit in die Nacht hinein und ließen unsere Becher, die zu rinnen schienen, immer wieder vollschenken und redeten wie Menschen, die einander verstehen. Und als der Bachwirt, der ein lustiges Haus ist, die Gitarre von der Wand langte, fingen wir noch das

Singen an und warfen unsere funkelnden Lieder durchs offene Fenster in die silberne Nacht hinaus, daß die verspäteten Zechbrüder vom „Wilden Mann", vom „Scharfen Eck", von den „Drei Raben", vom „Badzüberle" — auf dem Heimweg eine Weile stehenblieben und dann — nochmal umkehrten und einen letzten Schoppen kauften.

Am anderen Morgen wußte ich kaum mehr, was wir nun Hohes und Weises und Tiefes und Einfältiges miteinander geredet hatten. Ich wußte nur, daß der gestrige Abend schön war wie noch keiner, und daß ich bei einem goldenen Menschen, der es einem antun kann, zu Gast gewesen. Und ich freute mich jetzt erst recht darauf, seine Werke aufs neue zu lieben und meine Behauptung vom getragenen Ochsen in Herren- und Damengesellschaft zu wiederholen.

So verließ ich voll Dank das berühmte Hintermichelswaag.

Ich pilgerte langsam dem freundlichen Vordermichelswaag zu und besah mir diesmal alles, die Straßen und Gassen und die Gärten und Häuser.

Und ich kam vor ein Bürgerhaus, das aussah wie alle die anderen, bis auf das bemooste Ziegeldach. Nur war über der Haustür eine eiserne Tafel angebracht, die mich heute höchlich interessierte. Da leuchteten aus dunkelm Grunde die goldenen Lettern: Eduard Mörike 1867 bis 1869.

Und nun geschah es mir auf einmal, daß ich die Gegenwart ganz vollkommen als Vergangenheit empfand, und es war mir, als wandelte ich zu Mörikes Zeiten durch dies nette Städtchen, den berühmten Mann zu besuchen. Und ich hielt Umfrage nach dem Gekrönten. Ich blieb vor einer Schmiede stehen, wo der alte Schmied unter der Haustüre rauchte und auf die Gesellen achtgab, die eben ein Reifeisen krümmten. Ich wandte mich an einen weißen Großvater, der Zaunlatten auf einem Holzklotz zuspitzte. Ich klopfte an die Fenster, wo hinter den sauberen Vorhängen alte Frauen mit wunderlichen Brillen in die Welt hineinlugten. Ich störte einen stillen Träumer, der auf der Brücke stand und die fliegenden Schwalben im Wasserspiegel beobachtete. Ich sprach zwei Maurer an, die selbander ein dünnes Brettlein an einem starken Seil in die Höhe zogen und alle Augenblick mit dem Ärmel über die Stirne fuhren, wenn sie auch kein bißchen schwitzten. Und was hieß es?

„Mörike? Mörike? Nein, den kenne man jetzt wirklich nicht.

Es habe sich voriges Jahr ein Mörike hier niedergelassen und wohne in dem einzechten Haus nicht weit von der Sägmühle; aber der heiße zum Vornamen Nepomuk und nicht Eduard und sei schwerlich ein Schriftsteller.

In der Wirtschaft zum Wilden Mann hause im oberen Stock ein verwitweter Schneider. Nur schreibe der sich Märike. Aber dem sei wohl zuzutrauen, daß er Aufsätze in die Zeitungen einrücken lasse.

Auf dem Marktplatz gebe es einen Mörike, aber der sei pensionierter Professor und habe sein festes Einkommen und werde wohl kaum so dumm sein und noch nebenher in den Blättern herumschreiben.

In der Kirchgasse sei ein halbverrückter Wiener, dem so etwas ganz gut gleichsehen möchte. Die auf dem Rathaus werden wohl am besten Bescheid wissen.

Neben der Apotheke wohne ein alter Pfarrer, der ein Buch habe drucken lassen."

Und als ich noch länger durch das Städtchen wanderte, fand ich noch eine zweite Tafel: Schillerhaus 1765 bis 1768.

Und jetzt sank ich noch um ein Jahrhundert tiefer hinab. Und wieder ging ich meine Wege, und wieder tat ich meine Fragen, und wieder bekam ich meine Antworten.

Selbstverständlich fiel mir gleich nachher ein, daß Schiller damals noch ein Kind gewesen. Aber das läßt die Sache gleichwohl, wie sie ist. Und ich weiß gewiß: die Mörike und Schiller und die meisten anderen haben ihr wohlgemessenes Lebensweilchen in Hinter- und Vordermichelswaag zugebracht. Mögen nun die Literaturgeschichten immerzu ein anderes

behaupten und schreiben: Kleversulzbach, Mergentheim, Stuttgart, Weimar, Volkstedt und so fort. Ich glaube ihnen kein Jota. Sie müßten denn meinen eigenen Namen zu den anderen eintragen und meinem sterblichen Ruhm ein Loblied singen. Das wäre allerdings etwas, woran ich trotz alledem glauben müßte.

Von Wilhelm Schussen sind ferner erschienen:

Vinzenz Faulhaber

Ein Schelmenroman

3.–6. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50

Ludwig Finckh, Gaienhofen, in den Propyläen, München: „... Glücklich ein Herz, das lachen kann, daß man es durch die gedruckten schwarzen Buchstaben hindurch hört. Man schlägt das Buch zu und lacht, und dabei gehen einem ein paar Gedanken im Kopf herum, daß es im Grunde ein verdammt ernsthaftes Buch ist, frisch und kräftig, beinahe spröd, ein unverschämt gutes Buch. Der Mann hat das Volkstümliche in sich und trifft den rechten Ton, und ob er nun Schussen heißt oder nicht, er gehört dem Volk, und man darf seinen Namen nennen. Es tut uns so not, einmal wieder einen rechten Humoristen zu haben, von der kantigen Art Friedrich Theodor Vischers, der kein Blatt vor den Mund nimmt, ungeziert und ungekünstelt redet und doch ein Kunstwerk schafft ...“

Archivrat Dr. Rudolf Krauß, Stuttgart, im Berliner Tageblatt: „... Der Dichter hat sein Subjekt bei der Erzählung ganz ausgeschaltet. Er berichtet vielmehr vom Standpunkt seines wunderlichen Helden aus und malt die Welt so, wie sie sich in diesem Querkopf spiegelt. Die Ausdrucksweise ist von volkstümlicher Kraft, durch drastische Vergleiche belebt, durch Anlehnung an die derbe schwäbische Kernsprache individualisiert. So wirkt alles zu stilvoller Einheitlichkeit zusammen, und dieser moderne Schelmenroman ist eine Groteske von zwingendem Humor.“

Meine Steinauer

Heimatgeschichte. 2. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50

Kreuz-Zeitung, Berlin: „Das ist alles wahrscheinlich, derb, drastisch, ohne jede Rücksicht auf irgendwelche konventionelle Sitte und Gewohnheit, daß es den Leser anmutet wie ein kühler, erfrischender Luftzug am schwülen Arbeitstage.“

Vorwärts, Berlin: „Beseelte Genrekunst, aus Gemütstiefe geboren und mit dem Schalk im Nacken.“

Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckuckseier

4. und 5. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50

Iserlohner Kreisanzeiger und Zeitung: „Wo ich das köstliche Büchlein auch aufschlagen mag, überall schaut mich das liebe Gesicht eines jener seltenen Menschen an, deren Blick segnet.“

Medard Rombold

Roman. 2. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50

Tägliche Rundschau, Berlin: „Der Schwabe Wilhelm Schussen gehört zweifellos zu den feinsinnigsten und vornehmsten Dichtern, die die junge Literatur Deutschlands gegenwärtig aufzuweisen hat. Seine Kunst quillt aus dem Herzen. Nicht der schriftstellernde Wille, nicht die belletristische Phantasie veranlassen bei diesem eigenartigen Charakter die Romane, sondern der innere Reichtum, der sich befreien muß. Darum hat jedes der wenigen Bücher Schussens — etwas Besonderes zu sagen.“

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Der verliebte Emerit

Roman. 3. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50

Die Post, Berlin: „Schussens gemütvolle Schilderungskunst lebt auch in diesem überaus ansprechenden Roman. Es liegt viel Natürlichkeit und feine Erzählungslebendigkeit in dem Werk geborgen.... Die Charakteristik ist klar und plastisch, die dichterische Phantasie gefällig und gewinnend. Die Meisterkunst des Dichters offenbart sich hier in ihrem ganzen Glanz."

Haus Mollenkopf

Erzählung. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50

Augsburger Postzeitung: „Ein ganz vortreffliches Buch durch den behaglichen, die Seele abspannenden Humor ohne Flecken und Runzeln; es übertreibt nicht, wo es malt, und schwindelt nichts vor, wo es die Menschen schildert, wie sie sich geben; sein besonderer Vorzug ist, daß es von jeder Tendenz himmelweit weg ist. Behüt dich Gott, du allzu gutmütiger Xaver Mollenkopf, und erzähl' auch vielen anderen Lesern deine muntere und sogar ein bißchen lehrreiche Lebensgeschichte; die wird ihnen die Lasten des Lebens leichter tragen helfen!"

Heimwärts

Gedichte. Gebunden M 3,—

Norddeutsche Allgem. Zeitung, Berlin: „Die Lyriker haben es heute besser als noch vor zwei Jahrzehnten; zum Teil — und zum Glück — auch deshalb, weil sie wirklich besser sind. Auf den schwäbischen Dichter Wilhelm Schussen trifft diese Beobachtung sicherlich zu, das beweist er wiederum durch seine Gedichtsammlung ‚Heimwärts'."

Bei Eugen Salzer, Heilbronn:

Gildegarn

Roman. Geheftet M 2,50, gebunden M 3,50

Berliner Tageblatt: „Der eigentliche Held dieser Geschichte ist das Reformgymnasium der schwäbischen Mittelstadt Plüderbeuren mit all dem Apparat, den eine so gewichtige Anstalt erfordert. Der Hauptbock ist der Herr Professor Dr. Mühlich, der sich glücklich bis zum kurulischen Stuhl des Gymnasiums hinaufwindet. Man muß an dem Prachtexemplar von Schleicher seine helle Freude haben — natürlich nur künstlerische, keine menschliche."

Bei Reuß und Itta, Konstanz a. B.:

Im großen Jahr

Erzählungen. Band I der „Zeitbücher", gebunden M —,70

Der geadelte Steinschleifer

Erzählungen. Band XXIII der „Zeitbücher", gebunden M —,70

Bei F. A. Perthes, Gotha:

Leutnant Vollmar erzählt

Eine Geschichte für die Jugend



